

Zhu Xiao-Mei

VON MAO ZU BACH

Wie ich die Kulturrevolution überlebte

Aus dem Französischen

von Anna Kamp

Unverkäufliche Leseprobe

Verlag Antje Kunstmann



Zhu Xiao-Mei bei einem Konzert in Warschau

IM GESPRÄCH MIT ZHU XIAO-MEI

Wann sind Sie Bach und dem *Wohltemperierten Klavier* zuerst begegnet?

Wie viele andere habe ich die leichtesten Stücke von Bach schon als kleines Kind gespielt. Mit der Arbeit am *Wohltemperierten Klavier* begann ich erst im Alter von zehn Jahren, als ich am Konservatorium von Peking aufgenommen wurde. Mein Lehrer dort ließ mich viele seiner Präludien und Fugen üben. Ich weiß noch, dass ich immer bis zum Abend wartete, um mich mit ihnen zu beschäftigen. Ich war jung, es geschah unbewusst, doch nach dieser Musik konnte ich nichts anderes mehr spielen! Ich fühlte mich so wohl mit ihr! Wie Sie wissen, war klassische westliche Musik in China ab 1964 verboten. In den ersten Jahren der Kulturrevolution habe ich Bach nicht mehr gespielt.

Hat er Ihnen gefehlt?

Überhaupt nicht! Wie meine Kameraden am Konservatorium glaubte auch ich, es sei jetzt wichtiger, Revolution zu machen!

Und wie haben Sie zu ihm zurückgefunden?

Ich war fünf Jahre in einem Umerziehungslager an der Grenze zur Inneren Mongolei. Erst dort, am Ende der Welt, habe ich nach und nach begriffen, dass ich ohne Musik nicht leben kann. Über Verbindungen ist es mir gelungen, mir heimlich Noten schicken zu lassen. Zu den wenigen, die mich tatsächlich erreichten, gehörte das erste Buch des *Wohltemperierten Klaviers*. Um es auch meinen Kameraden zugänglich zu machen, habe ich es vollständig in ein kleines Notizbuch kopiert, das ich heute noch besitze. Sie können sich nicht vorstellen, was mir diese Noten bedeuteten. Ich schrieb sie sorgfältig ab, immer in der Angst, dabei erwischt zu werden. Erst viel später habe ich erfahren, dass auch Bach viel damit Zeit verbrachte, Musik zu kopieren, seine eigene und auch die Musik anderer. Das ist mir nahegekommen.

Konnten Sie in der Mongolei Klavier spielen?

Ja, aber nur in den letzten beiden Jahren meines Lageraufenthalts. Es war mir gelungen, mein Klavier aus Peking kommen zu lassen und es ins Lager zu schmuggeln. Klassische westliche Musik war nach wie vor verboten. Ich spielte Bach, aber ich gab vor, es handele sich um chinesische Volksmusik.

Warum gerade Bach?

Weil es so fürchterlich kalt war!

?

Im Lager spielte ich in einem eiskalten kleinen Zimmer. Die Temperatur stieg nie über null Grad. Meine Hände zu wärmen war wirklich eine Härteprüfung. Dabei befolgte ich den Rat meines Lehrers am Konservatorium in Peking, den ich damals noch nicht richtig verstanden hatte. Am besten wärmst du die Finger, sagte er mir, wenn du Bachs Fugen aus dem *Wohltemperierten Klavier* übst, vor allem die langsamen Fugen, und jede einzelne Stimme

der Polyphonie deutlich phrasierst. Ich habe auf ihn gehört und unentwegt die vierte Fuge in cis-Moll und die zweiundzwanzigste in b-Moll geübt, die einzigen beiden fünfstimmigen Fugen im ersten Buch. Sie zwingen die Hand zu einer gewissen Immobilität, während die Finger ein Wunder an Haltung, Geschmeidigkeit und Unabhängigkeit vollbringen müssen. Eine Art Tai-Chi-Chuan: Handeln ohne zu handeln! Das Ergebnis war großartig. Je länger ich an ihnen arbeitete, desto froher wurde ich. Es war unglaublich! Der Geist dieser Musik schien meine Hände zu wärmen. Dabei wurde mir auch bewusst, dass diese Musik mehr als jede andere die Kraft besaß, mir Mut zu geben, mich glücklich zu machen. Und noch stärker vermittelte sie mir das Gefühl, meine Würde als Mensch wiederzufinden, die uns im Lager genommen wurde. Erst damals habe ich die Macht von Bachs Musik verstanden. Sie ist mein tägliches Brot. Seitdem habe ich nie aufgehört, das Glück, das sie mir gibt, mit meinem Publikum teilen zu wollen.

(Aus einem Interview mit Michel Hollard)

Zhu Xiao-Mei

VON MAO ZU BACH



Seite aus dem Notizbuch, in das Zhu Xiao-Mei heimlich Auszüge aus Bachs »Wohltemperierten Klavier« kopierte.

ARIA

»Es war am Abend deiner Geburt« – mit diesen Worten begann Großmutter Geschichte, die sie mir immer wieder erzählte.

»Ich betrachtete den Himmel von Shanghai. Die untergehende Sonne brach durch die Wolken. Nie zuvor hatte ich einen so schönen Sonnenuntergang gesehen! Und ich sagte mir, dass dein Leben wie eine schöne Stickerei sein würde, mit diesen Rotschattierungen. Ich war mir sicher.«

Wenige Wochen später ruft Mao Zedong die Volksrepublik China aus. »Nie wieder werden die Chinesen ein Volk von Sklaven sein«, verkündet er auf dem Platz des Himmlischen Friedens. Selten wird sich eine Prophezeiung als so richtig und zugleich so falsch erweisen.

Ich habe lange gezögert, mein Leben zu erzählen.

Mein Vater sagt mir oft, dass es keinen Sinn habe, von der Vergangenheit zu sprechen.

»Wozu, Xiao-Mei? Wenn man stirbt, sollte man keine Spuren hinterlassen. Selbst wenn du es möchtest, wird es dir nicht gelingen. Sonne, Schnee und Wind werden früher oder später deine Fußstapfen auf den Wegen auslöschen.« Und er fügt hinzu: »Denk an die Wildgänse. Sie fliegen hoch oben am Himmel und legen weite Entfernungen zurück, ohne einen Fuß auf die Erde zu setzen, ohne Spuren zu hinterlassen. Sie sollten wir uns zum Vorbild nehmen, nicht die Spatzen, die auf der Erde herumhüpfen; Spatzen werden den Traum von Wildgänsen nie verstehen.«

Er hat recht. Auch ich glaubte lange, keinen Grund zum Schreiben zu haben, denn mein Ausdrucksmittel ist die Musik. Ich hatte

mir auch das moralische Recht dazu abgesprochen, weil ich nicht so gelitten habe wie andere Chinesen meiner Generation, bei Weitem nicht.

Doch wie immer im Leben hat jeder Mensch, jedes Ding zwei Seiten.

In mir regte sich der Wunsch zu schreiben. Zunächst für die Opfer der Kulturrevolution. Vierzig Jahre nach den Ereignissen wird kaum mehr über sie gesprochen, und ich habe oft festgestellt, wie wenig man im Westen noch über sie weiß.

Zudem habe ich das Glück gehabt, in China und im Westen zu leben, in drei Ländern, auf drei Kontinenten, und daraus eine Lehre für das Leben gezogen: Man muss die Kulturen miteinander verbinden, sie in einen Dialog treten lassen. Diese in meinen Augen wesentliche Erfahrung wollte ich weitergeben.

Das Buch ist in dreißig Kapitel gegliedert – wie die Goldberg-Variationen, Bachs Meisterwerk. Dreißig Kapitel und eine Aria, mit der das Werk öffnet und abschließt, die einen Kreis bilden wie das Rad der Zeit, das Rad des Lebens.

Man fragt mich oft, wie ich als Chinesin, die aus einer ganz anderen Kultur stammt, Bachs Musik spielen kann. Ich hoffe, meine Leser haben nach der Lektüre dieses Buches die Antwort gefunden, mehr noch, die Lust, Bach zu hören, neu zu hören, und den großen chinesischen Philosophen Laotse zu lesen, neu zu lesen.

Denn diese beiden Weisen gleichen einander; in ihnen begegnen sich die chinesische und die westliche Kultur.

Erster Teil

IN CHINA

I

ERNSTE STUNDE

*Ich sehe viele Menschen
leise weinend
in der Nacht.*

TANG CHI, Ernste Stunde

Da steht es, im Zimmer meiner Eltern. Es nimmt den ganzen Platz ein, das Zimmer ist so klein. Die Möbelpacker hatten große Mühe, das Ding durch die Tür zu bringen, sie mussten es mehrmals abstellen, große Schweißtropfen laufen ihnen übers Gesicht. Die Nachbarn kamen einer nach dem anderen neugierig in den Hof, um einen Blick durch das Fenster zu werfen und zu sehen, was bei uns vor sich ging. Nun ist es so weit. Man nimmt die schmutzigen Schutzdecken von ihm ab, und da kommt es zum Vorschein!

Verängstigt suche ich hinter einem Stuhl Zuflucht. Meine Mutter nähert sich dem Möbel, geht einmal um es herum, sieht es prüfend an. Sie schlägt den Deckel auf, und ich sehe ein paar fremde Zeichen, die »Robinson« bedeuten, wie Mutter mir später erklärt. Von den Elfenbeintasten geht ein bleiches Licht aus, es belebt das Halbdunkel des Zimmers. Meine Mutter lässt ihre Hand sekundenlang über die kleinen gelblichen Tasten gleiten. Aus dem Möbel kommt eine Melodie, die das ganze Zimmer erfüllt. Es spricht! Ich muss lächeln, doch Mutter zieht ihre Hand zurück und macht den Deckel wieder zu. Die geheimnisvolle Stimme ist verstummt.

Mutter dreht sich zu uns um und seufzt:

»Ich bin so glücklich!«

Ich weiß nicht, was ein Klavier ist. Ich bin erst drei Jahre alt und habe noch nie etwas so Sonderbares gesehen. Verwirrt frage ich mich, woher dieser Gegenstand kommt, der spricht, wenn man ihn berührt.

Es ist nur seltsam, dass meine Mutter nie darauf spielt. Aber jeden Morgen staubt sie ihn ab; sie beginnt den Hausputz mit ihm.

»Dieser Staub überall! In Shanghai war es längst nicht so staubig. Warum hast du mich bloß hierhergebracht?«, fragt sie meinen Vater.

Sie lässt keine Gelegenheit aus, über Peking zu schimpfen: Das Wetter hier ist schlecht, die Luft verpestet, und das Essen schmeckt nicht. Beim Aufstehen am Morgen kommt es mir manchmal vor, als hätte sie geweint. Ich frage sie, was sie hat.

»Gar nichts, Xiao-Mei, es ist nur der Ofenrauch, der mir in den Augen brennt«, antwortet sie.

Ich sehe ihr zu, wie sie das Klavier mit Papierblumen schmückt wie einen *Jitai*, den Altar der Ahnen in China. Wir haben keinen *Jitai*, aber jetzt haben wir ein Klavier.

Ich glaube, dass dieses Klavier zu mir gekommen ist.

Ich hebe den Deckel und schlage die Elfenbeintasten an, aufs Geratewohl, voller Freude über die Töne, die im Zimmer aufsteigen. An einem Ende des Klaviers hört sich die Stimme wie die eines Bären an. Am anderen Ende klingt sie wie Vogelstimmen. Doch ich verliere schnell den Mut und höre auf. Das ist doch keine Musik!

Wenn andere Kinder in unsere Wohnung kommen, zeige ich ihnen manchmal, wie man die Tasten anschlägt, und die Kakofonie macht uns vorübergehend Spaß. Uns, aber nicht meiner Mutter. Eines Tages klappt sie mit einer entschlossenen Geste den Deckel zu.

»Jetzt ist es genug. Ich halte es nicht mehr aus! Ihr tut ihm weh! Raus mit euch!«

Von da an hüllt sich das Klavier wieder in Schweigen. Nie-



Xiao-Mei (links) mit ihren Eltern und ihren vier Schwestern

mand berührt es. Sie nicht, ich nicht, und auch sonst niemand. Und doch haben wir einen neuen Mitbewohner bekommen.

Unsere Wohnung ... das sind zwei Zimmer für sieben Personen, insgesamt fünfzig Quadratmeter in einem *Sihelyuan*, einem quadratischen Wohnblock, dessen kleinen Innenhof niedrige Häuser umgeben. Es gibt eine einzige Wasserstelle und nur eine Toilette für elf Familien; in den Fenstern zum Hof hängen schmutzige Windeln, der schwarze Holzfußboden ist immerzu feucht, die Zimmerdecke von Mäusen angenagt, deren Rascheln mir jede Nacht Angst macht. Andere Bewohner des *Sihelyuan* haben es noch schwerer als wir, wie die Witwe, deren zehn Kinder in einem einzigen großen Bett schlafen müssen.

Wir wohnen hier, seit meine Eltern zu einer Schwester meines Vaters nach Peking gezogen sind. Momo, was im Dialekt von Shanghai »Tante« bedeutet, hatte meinen Eltern vorgeschlagen, in dem kleinen Betrieb zu arbeiten, der ihrem Mann und ihr ge-

hört. Meine Eltern haben das Angebot angenommen, weil sie in ihrer Heimatstadt Shanghai nichts mehr zu essen hatten.

Die Schwierigkeiten hatten im Winter 1949 begonnen. Es war ein so strenger Winter, dass in Shanghai Hunderte von Menschen an Kälte und Hunger starben. Jeden Morgen lagen gefrorene Leichen auf der Straße, Menschen, die zum Skelett abgemagert waren. Der Bürgerkrieg zwischen der Kommunistischen Partei und der Kuomintang war zwar zu Ende, aber er hatte das Land in ein totales Chaos gestürzt. Das Verwaltungssystem war zusammengebrochen, ebenso das öffentliche Transportwesen; die Busse wurden konfisziert, die Unternehmen hatten Konkurs angemeldet oder arbeiteten nur mit halber Kraft. Das Vermögen meiner Großeltern war wie Schnee in der Sonne dahingeschmolzen.

Und noch dazu waren diese Großeltern aus der Sicht des neuen Regimes mit allen möglichen Makeln behaftet.

Der Vater meines Vaters war ein Unternehmer, den die westliche Lebensart faszinierte. Möbelfabrikant, Landwirt, Schneider, Gastronom, Baumeister, Direktor einer Tanzschule und später eines Filmtheaters – er hatte Berufe aller Arten ausgeübt, denn er schuf gern Neues und scheute kein Risiko. Um China mit den westlichen Bräuchen vertraut zu machen, organisierte er im Peking der Zwanzigerjahre Tanzabende – konnte man sich etwas Unerhörteres denken?

Woher kam diese Faszination? Ein Rätsel. Mein Vater, der beim Tod meines Großvaters erst dreizehn war, hat es mir nie erklären können.

Meine Großeltern mütterlicherseits, die Sheng, waren mit Import-Export reich geworden, und obwohl mein Großvater in der Schule kein Englisch gelernt hatte, sprach er es dank seiner Geschäftsbeziehungen fließend. Beide Großeltern hatten die nach China vorgedrungene fremde Kultur mit ihrer eigenen verbunden. Durch sie war Mutter schon als Kind mit der europäischen Kunst

in Berührung gekommen; sie kannte die schönsten Gemälde des Louvre so gut, als hätte sie sie in Wirklichkeit gesehen.

Mit Unterstützung der Großeltern Sheng konnten meine Eltern nach ihrer Heirat eine Wohnung in einem stattlichen Haus in der ehemaligen Französischen Konzession beziehen, die über zwei Etagen ging; aus den Fenstern blickte man auf eine breite, platanenbestandene Allee gegenüber dem Fuxing-Park. Sie besaßen Palisandermöbel, Porzellanvasen und Truhen aus Kampfholz, dessen Duft an den Kleidern meiner Mutter haftete. Trotz der kriegsbedingten Schäden ähnelte Shanghai damals noch einem kleinen, eleganten, geschäftigen Paris.

Doch während dieses schrecklichen Winters geriet alles ins Wanken. Die Klinik, in der mein Vater arbeitete, musste schließen, weil die Patienten ihre Behandlung nicht mehr bezahlen konnten.

Ohne familiäre Verpflichtungen hätte mein Vater wohl auch unentgeltlich weiter als Arzt gearbeitet, denn er war schon als Kind ein Träumer und Idealist – und ist es bis heute geblieben. Während seiner Studienzeit hatte er seinen alten chinesischen Lehrer bei Krankenbesuchen und der Suche nach seltenen Pflanzen in die Berge begleitet. Seine Mutter war kurz nach seiner Geburt gestorben, und so wurde er von seinen älteren Schwestern erzogen.

Qixien, so sein Vorname, war ein seltsames Kind. Nie war ihm warm oder kalt, nie hatte er Hunger. Man zweifelte an seiner Intelligenz, denn er schien seine Gefühle nicht ausdrücken zu können. Doch er empfand gar nichts. Vielleicht hatte er sich nach dem Tod seiner Mutter von der Außenwelt abgekapselt, um das Unglück um ihn herum zu vergessen. Mein Großvater dagegen sah seinen Sohn ganz anders. Er war so jung und schon so weise! Die größten Philosophen brauchten ein ganzes Leben, um zu diesem Maß an Bedürfnislosigkeit zu gelangen, sein Sohn hatte es bereits erreicht. Daher schenkte er meinem Vater seine be-

sondere Aufmerksamkeit, die dieser ein Leben lang erwiderte. Später wird Vater mir anvertrauen, dass er in den schlimmsten Momenten seines Lebens immer an seinen Vater dachte, um die Kraft zum Überleben zu finden.

Mein Vater hätte also auch umsonst praktiziert, aber er musste seine Frau und Töchter – meine älteren Schwestern Xiaoru, Xiaoyin und mich – ernähren. So nahm er alle Arbeiten an, die er finden konnte, als Buchhalter, als Handelsvertreter – nur um seine Familie durchzubringen.

Das Angebot seiner Schwester Momo kam zur rechten Zeit, und im Sommer 1950 zogen wir nach Peking um.

Wenig fehlte, und unser Leben hätte einen ganz anderen Verlauf genommen.

Einige Wochen nach meiner Geburt hatte Vater mehrere Briefe von seinem Bruder Qiwen erhalten, der schon vor der Revolution nach Taiwan gegangen war. Dieser hatte eine Arbeit für ihn gefunden und forderte ihn auf, nachzukommen. Meine Eltern waren unschlüssig. Das Angebot war verlockend, doch war es eine vernünftige Entscheidung? China hatte eine neue Regierung, die vielversprechende Ideen verkündete, die neuen Führungskräfte schienen ehrlich und vertrauenswürdig, mit der Anarchie würde es bald vorbei sein, die Zukunft schien verheißungsvoll. Doch würde es in dieser Zukunft auch einen Platz für sie geben?

Schließlich entschieden sie sich für Taiwan. Sie hatten ihre Fahrkarten bereits in der Tasche und wollten abreisen, als das Schicksal zuschlug: Niemand durfte mehr ausreisen. Unser Leben nahm eine radikale Wende: Meine Eltern gingen nicht nach Taiwan, und Vater blieb dem Regime dreißig Jahre lang suspekt, zumal sein Bruder dem Land schon 1948 den Rücken gekehrt hatte.

Wenige Monate nach unserer Ankunft in Peking wurden mein Onkel und seine Frau enteignet. Mit dem Sieg der Befreiungs-

armee begann in China eine neue Ära – die Verstaatlichung aller Unternehmen, die für »die nationale Wirtschaft oder das Leben des chinesischen Volkes« von Bedeutung waren. Meine Eltern standen mit drei Kindern mittellos da, in einer Stadt, die sie kaum kannten.

Zum Glück fand Mutter bald in einer Grundschule eine Anstellung als Musiklehrerin. Weil Vater arbeitslos blieb, musste sie die Familie allein ernähren. Ihre Vergangenheit hatte sie nicht auf diese Rolle vorbereitet, doch mit großer innerer Kraft versuchte sie, allen Aufgaben gerecht zu werden: Sie verdiente den Lebensunterhalt und kümmerte sich zugleich um den Haushalt und unsere Erziehung ...

Meine Mutter Ruyin wurde 1918 geboren, in einer Zeit, als chinesische Frauen noch zurückgezogen lebten und vor allem »nützliche Ehefrauen« und »Mütter voller Weisheit« sein sollten. »Zu viel Wissen gefährdet die Tugend der Frau«, hieß es damals. Mädchen lernten nur, was für die Haushaltsführung unbedingt nötig war, und mussten meist arrangierte Ehen eingehen, oft mit einem älteren Mann. Als Anhänger der konfuzianischen Lehre glaubten die Chinesen weit mehr an die Vorteile einer Vernunft-ehe als an die merkwürdigen westlichen Vorstellungen von einer Liebesheirat.

Ruyin hat mit dieser Tradition gebrochen.

Sie ging nicht nur zur Schule, sondern sie war auch immer die Beste, weshalb Großvater sie als Erwachsene oft in geschäftlichen Angelegenheiten zu Rate zog.

Er hätte wissen müssen, dass seine Tochter die gute Partie ablehnen würde, die er in Hongkong für sie gefunden hatte, denn Ruyin war dickköpfig und schreckte vor nichts zurück. Sie wollte meinen Vater heiraten, auch wenn gute Gründe dagegen sprachen: Er war nicht reich wie sie, fünf Jahre jünger und dazu entfernt mit ihr verwandt. Großvater verweigerte seine Zustimmung, meine Mutter blieb stur. Eines Tages verließ sie ihr Eltern-

haus und verschwand. Die Eltern mussten eine Suchanzeige aufgeben. Nach Wochen des Wartens gab Großvater nach. Mutter wollte den Mann heiraten, den sie liebte – und sie bekam ihn!

Während Mao seine ersten großen Reformen einleitete, kamen in unserem armseligen *Sibeyuan* meine beiden jüngeren Schwestern Xiaoyu und Xiaoyen zur Welt. Fünf Töchter! Im damaligen China bedeutete schon eine Tochter eine Last, zwei oder drei waren eine schwere Bürde und fünf Töchter ohne einen einzigen Sohn ein Unglück.

Ich sehe meine Mutter vor mir, als sie nach Xiaoyus Geburt aus dem Krankenhaus zurückkommt. Nach chinesischem Brauch hat sie ein Tuch um die Stirn gebunden. Ihr Gesicht ist bleich vor Erschöpfung, und mit den dunklen Ringen um die Augen sieht sie aus wie ein Gespenst. Freunde und Kollegen kommen, um den Eltern zu gratulieren. Ich bin auf Zehenspitzen in ihr Zimmer geschlichen und trete vorsichtig an Mutters Bett. Sie ist so müde, dass man sie nicht ansprechen darf.

»Warum weinst du, Xiao-Mei?«, fragt mich Vater.

»Ich habe Angst, dass Mutter stirbt.«

»Alle Menschen müssen irgendwann sterben, das weißt du doch. Aber du weißt auch, dass Mutter noch lange nicht sterben wird.«

»Wenn ich sterben muss, möchte ich zusammen mit Mutter sterben.«

Mein Vater sieht mich besorgt an; er fragt sich, wie ich in meinem Alter auf diese Gedanken komme.

Zum Glück gibt es Großmutter, die nach dem Tod ihres Mannes zu uns gezogen ist. Sie ist sehr schön und stammt aus einer Intellektuellenfamilie. Nach chinesischer Tradition musste ein Mädchen damals winzige Füße haben, wenn es einen Mann finden wollte. Darum wurden ihr als Kind die Füße eingebunden,



Zhu Xiao-Meis Großmutter

um diese am Wachsen zu hindern. Doch die Eltern meiner Großmutter konnten ihr Leiden nicht mit ansehen, und so wurde sie eine der ersten Chinesinnen, die unbehindert laufen konnten, worauf sie sehr stolz ist.

»Und wie hast du es dann geschafft, einen Ehemann zu finden?«

Sie antwortet mir mit einem schallenden Lachen. Ihre großen Füße scheinen meinen Großvater nicht gestört zu haben!

Großmutter kann etwas lesen und schreiben, zu ihrer Zeit eine Seltenheit. Mit ihrem sicheren Urteilsvermögen und ihrer starken Persönlichkeit ist sie seit jeher die Stütze unserer Familie. Außerdem ist sie heiter, aufgeschlossen und großzügig. Sobald sie mit uns ausgeht, kauft sie uns Geschenke, als wäre Geld kein Problem.

Ich schlafe mit Großmutter in einem Bett, was uns einander noch näherbringt. Vor dem Einschlafen möchte ich immer eine Geschichte von ihr hören:

»Aber nur eine, Xiao-Mei.«

Jede Geschichte ist ein Glücksmoment, ein Lichtblick.

Sie erzählt mir auch Anekdoten aus Mutters Jugend.

»Sie wollte unbedingt den Führerschein machen und hat es ge-

schafft. Aber da sie eine abenteuerliche Vorstellung vom Fahren hatte, fuhr sie eines Tages unausweichlich gegen einen Baum.«

»Und was dann? War sie verletzt?«

»Nein, aber dein Großvater hat ihr verboten, sich je wieder ans Steuer zu setzen!«

Meine Großmutter lacht, und ich lache mit. Wir sind uns nahe, und darüber vergessen wir unser neues Leben, die düstere, enge Wohnung, die Armut ...

Warum hatte sich unser Leben so verändert? Die Antwort trägt einen Namen: Mao Zedong.

So klein ich bin, weiß ich doch, wer er ist. Sein Bild hängt überall. Alle sagen, dass er China befreit hat. Seit seinem Sieg über die kapitalistischen und imperialistischen Kräfte hat sich das Leben der Chinesen gebessert. Die siegreiche Kommunistische Partei hat uns aus Unterdrückung und Elend herausgeführt. Eine glänzende Zukunft liegt vor uns, in der es weder Reiche noch Arme, weder Mandarine noch Kulis geben wird, nur glückliche und satte Arbeiter und Bauern, wie man sie auf den Plakaten sieht. Wir kleinen Kinder müssen den Vorsitzenden Mao verehren, denn ihm haben wir alles zu verdanken. »Vater ist mir nah, Mutter ist mir nah, aber niemand ist mir so nah wie der Vorsitzende Mao.« Das sagen auch meine Eltern, und sie sind fest davon überzeugt!

DIE BIBLIOTHEK MEINER MUTTER

*Ich konnte nicht lesen,
Mutter war meine Bibliothek.*

*Ich las Mutter –
Irgendwann
Wird die Welt in Frieden leben,
Der Mensch wird fliegen können,
Der Weizen wird im Schnee wachsen,
Das Geld wird nicht mehr gebraucht.
(...)
Doch bis es so weit ist,
sagt Mutter,
Müssen wir noch viel arbeiten.
LU YUAN, Märchen*

Über Peking entlädt sich ein Gewitter. Der Himmel ist finster, Regen klatscht gegen die Fensterscheiben. Mutter blickt nach draußen. Der Hof ist mit Schlamm bedeckt. An diesem Abend kann sie die Wäsche nicht im Freien waschen wie sonst am Ende eines jeden Tages – das muss bis morgen warten. Das Abendessen ist fertig, die Schulaufgaben sind gemacht. Es ist so dunkel, dass ich Mutter nur noch als Schatten wahrnehme. Jetzt zündet sie eine kleine Laterne an, nimmt mich bei der Hand und sagt:

»Komm mit, Xiao-Mei, ich werde dir etwas vorspielen.«

Wir gehen in ihr Zimmer, sie klappt das Klavier auf und beginnt zu spielen. Die Noten steigen auf, eine unendlich sanfte

Melodie. Dieses erste Stück, das sie mir vorspielt, ist Schumanns *Träumerei*. Ich stehe neben ihr und lausche mit offenem Mund.

Eine neue Welt öffnet sich mir. Diese Musik scheint unmittelbar zu mir zu sprechen. Ist es die Liebe meiner Großeltern für die Kultur des Westens, die in mir neu erwacht? Oder ist es die universelle Botschaft dieses Stücks mit seiner Tiefe und menschlichen Wahrheit, die mich verzaubert? Ich weiß es nicht.

Mutter hat aufgehört zu spielen. Sie dreht sich zu mir um, wir sehen uns an. In diesem Moment versteht sie, was mich bewegt. Ich wünsche mir nichts sehnlicher, als auf diesem Freund zu spielen, der sich unserer Familie angeschlossen hat.

Wenn ich am Abend aus dem Kindergarten zurückkomme, klappe ich den Klavierdeckel auf und mache erste zögernde Versuche auf den Tasten; es ist wie eine Entdeckungsreise. Aus dem Gedächtnis klimpere ich mit einem Finger die Lieder, die ich tagsüber gelernt habe.

»Du spielst immer dasselbe, Xiao-Mei!«, sagt meine Mutter. »Das klingt schrecklich, es macht mich krank!«

Doch als Mutter mich eines Tages vom Kindergarten abholt, hört sie uns das Lied singen, das ich auf dem Klavier gespielt habe. Also darf ich weitermachen bis zu dem Tag, an dem sie die Leiern, die ich unermüdlich in die Tasten hämmere, nicht mehr erträgt. Und endlich spricht sie den Satz aus, auf den ich schon seit Wochen warte:

»Xiao-Mei, ich werde dich lehren, wie man Klavier spielt.«

Von nun an zeigt sie mir täglich, wie man Noten liest. Sie hat ihre eigene Methode, mit der sie mir Akkorde, Läufe und Sprünge erklärt. Sie stellt mir jede Note wie ein Mitglied unserer Familie vor: Statt von C zu G gehe ich von Vater zu Xiaoru, was viel amüsanter ist. Dann nehmen wir uns Czernys leichtere Übungen vor, Tonleitern und Arpeggios. Bald lässt sie mich Stücke aus den *Piano*

Music Masterpieces in der Edition Albert Wier spielen. In China kennt jeder Klavieranfänger diese Sammlung mit den leichtesten und bekanntesten Werken großer klassischer Komponisten. Am beliebtesten ist das Stück *Gebet einer Jungfrau* von Tekla Badarzewska. Als ich nach Jahrzehnten der Abwesenheit in meine Heimat zurückkehre, will man es noch immer von mir hören!

Mutter erzählt mir die Geschichte ihres Klaviers. In Shanghai in den Dreißigerjahren wollte sie unbedingt ein Instrument spielen, und so ließ ihr Vater sie Klavierunterricht nehmen. Später studierte sie an der Kunsthochschule Malerei, die Perle der chinesischen Künste, machte aber auch mit der Musik weiter. Das Klavier war das Hochzeitsgeschenk ihrer Eltern.

»Zusammen mit euch ist mein Klavier das Wertvollste in meinem Leben«, sagt sie mir. »Es hat mich immer begleitet, in guten wie in schlechten Zeiten.«

Weil sie ihr Klavier in die Schule mitbrachte, bekam sie eine Anstellung als Musiklehrerin. Später wird sie mir erklären, das Klavier habe zwar für unseren Lebensunterhalt gesorgt, sei allerdings auch ein Indiz für die bourgeoise Herkunft meiner Eltern gewesen.

»Wie kommt es, dass du ein Klavier besitzt?«, wollten die Kollegen von ihr wissen.

Meine Mutter verstand diese Fangfrage sofort: Nur Bourgeois, *Chushen Buhao*, Menschen »schlechter Herkunft«, hatten sich einen so kostbaren kapitalistischen Gegenstand leisten können. Das Misstrauen ihr gegenüber nahm zu, doch man brauchte sie, um die Kinder in Musik zu unterrichten.

Als die Schule sich selbst ein Klavier anschaffte, holte Mutter das ihre nach Hause. Damals war ich drei Jahre alt.

Ich höre Mutter zu und spüre, dass dieses Klavier nicht nur ein Gegenstand für sie ist, sondern ein Freund, ein Vertrauter.

»Du musst wissen, dass Kaiser Kangxi als erster Chinese vor

»Wie kannst du nur so dumm sein!«

Alle um mich herum lachen. Vater lacht mit und darf von nun an nicht mehr einkaufen gehen.

Auch Großmutter will mir etwas für sie Wichtiges mitgeben und beschließt, mit mir in die Pekingoper zu gehen. Um meine musikalische Bildung zu vertiefen, sagt sie. Vielleicht auch, um für einen kurzen Moment ihrem grauen Alltag zu entfliehen.

Die Pekingoper ist die wohl vollendetste Form des chinesischen Theaters, eine Verbindung aus Oper, Ballett, Akrobatik und Historienspiel, aufgeführt in einem märchenhaften Dekor. Die Schauspieler haben ihr Leben dieser Kunstform geweiht, deren tausendjährige Tradition bis zur Tang-Dynastie zurückreicht.

Großmutter hat sich zur Feier des Tages eine Lilie ins Knopfloch gesteckt. Ich sitze erwartungsvoll neben ihr, sehe zu, wie die Lichter erlöschen. Aus dem Orchester auf einer Seite der Bühne brandet ein Trommelwirbel auf, gefolgt von donnernden Paukenschlägen. Die Schauspieler kommen in prächtigen, bunt schillernden Kostümen auf die Bühne und sind stark geschminkt. Erst singen sie, dann sprechen und danach tanzen sie. Es vergehen Minuten, und ich verstehe immer noch nicht, warum sie so aufgeregt tun und Männer die Rollen von Frauen spielen. Ich drehe mich um – das Publikum wirkt so begeistert! Es spendet den Schauspielern stürmischen Beifall, ohne dabei das Essen und Trinken zu vergessen. Überall auf dem Boden liegen Erdnussschalen verstreut. »Für das Volk ist der Himmel das Essen« lautet ein chinesisches Sprichwort.

Heute kann ich sie verstehen; mich rührt ihre natürliche, einfache Liebe zur Kunst und zum Leben. Doch an jenem Abend ist es anders. Ich wende mich an Großmutter:

»Ich habe Angst. Ich will nach Hause.«

»Das geht nicht! Weißt du überhaupt, was für ein Glück wir hatten, Plätze zu bekommen?«

So verstumme ich und sehe dem Geschehen auf der Bühne zu. Nichts fesselt mich, und ohne es zu bemerken, fallen mir die Augen zu. Bald bin ich in einen süßen Schlaf versunken, den das Publikum in entscheidenden Momenten des Stücks mit Applaus unterbricht.

Ich bin schon eine sonderbare Chinesin. Schumanns Musik geht mir nahe, bei der Pekingoper schlafe ich ein ...

Anders als Großmutter hat meine Mutter immer Verständnis für mich.

Sobald wir zusammen Klavier spielen, vergisst auch sie alles um sich herum – die Feuchtigkeit, den Staub, ihre Müdigkeit. Aber sie kann nicht ewig Klavier spielen, denn sie muss waschen, unsere Kleider stopfen, unser Geld zählen, immer wieder zählen, denn es wird immer weniger. Seit einiger Zeit wiegt sie für jeden von uns die gleiche Menge Nahrungsmittel ab, um zu sparen.

Jeden Monat gehen wir zum Dong-An-Markt, dem Pekinger Großmarkt für Handwerker. Für meine Schwestern und mich ist es ein richtiger Ausflug, bei dem wir großen Spaß haben. Wir kommen aus dem Staunen nicht heraus. Die vielen Stoffe, Kleider, Spielzeuge! Wir atmen die Gerüche ein, verschlingen die Süßigkeiten mit den Augen. Wir wissen nicht, dass die Eltern diese Ausflüge nutzen, um heimlich den Schmuck meiner Mutter zu verkaufen. Er wird ohnehin jeden Tag wertloser, denn wer ihn trägt, gerät sofort in den Verdacht, ein Bourgeois, ein *Chushen Buhao*, zu sein.

Irgendwann ist es so weit, dass Mutter alles von Wert verkauft hat. Eines Abends höre ich, wie Vater sie fragt:

»Und was sollen wir jetzt tun? Wir haben uns von allem getrennt.«

»Da ist noch das Klavier«, antwortet Mutter.

Meine Eltern wechseln einen Blick, dann sagt Mutter:

»Das können wir nicht verkaufen. Xiao-Mei spielt darauf.«

»Xiao-Mei spielt darauf.« Für mich hat dieser Satz in diesem Jahr 1955 eine andere, weniger erfreuliche Bedeutung gewonnen. Es ist vorbei mit den Abzählreimen, dem Üben von Tonleitern und den vierhändig gespielten, von unserem Lachen begleiteten Liedern. Ich bin jetzt sechs Jahre alt, und Mutter glaubt, als Pädagogin nicht gut genug zu sein, um mich weiterhin allein zu unterrichten. Sie meldet mich zur Aufnahmeprüfung an der Musikschule für Kinder an, die auf das Konservatorium vorbereitet.

Ich bestehe die Prüfung und entdecke eine neue Welt.

An der Musikschule für Kinder herrscht eiserne Disziplin; die Lehrer stellen sehr hohe Anforderungen, zu hohe für mich. Ich dürste nach Musik, nach neuen Stücken – mit ihnen muss ich unentwegt dieselben Werke spielen. Vielleicht haben sie recht, aber diese Methode erzielt bei mir nur eine Wirkung: Ich gehe immer lustloser zum Klavierunterricht und vernachlässige das Üben.

Schließlich kommt mein Lehrer zu uns nach Hause, um sich über mich zu beschweren. Die wie immer neugierigen Nachbarn lassen sich diesen Besuch nicht entgehen, und schon wird überall in unserem *Sibeyuan* getuschelt: »Haben Sie gesehen? Xiao-Meis Lehrer war hier, weil sie faul ist.«

Für meine Eltern ist das eine weitere Demütigung.

»Wenn du nicht mehr arbeiten willst, schließe ich das Klavier ab, aber du darfst es nicht bereuen«, sagt Mutter sanft zu mir.

Als ich nicht antworte, macht sie ihre Drohung wahr. Drei Wochen lang tue ich so, als mache es mir nichts aus. Doch dann klappt Mutter den Klavierdeckel wieder auf. Ich konnte es kaum erwarten und beginne sofort wieder zu üben.

Mutter weiß nicht, was ich in der Musikschule außer Klavierspielen noch lerne.

Zuerst, dass nicht alle Schüler gleich sind. Es gibt solche wie mich, die mit abgetragener oder geflickter Kleidung in die Schule

kommen, während andere neue Sachen anhaben. Es gibt solche, die mit dem Flugzeug zum Urlaub ans Meer fliegen, während die meisten nie aus ihrem *Sibeyuan* herausgekommen sind.

Dann gibt es die »Jungen Pioniere«, die an ihren roten Halstüchern zu erkennen sind, und uns andere, die aus undurchsichtigen Gründen nicht zu ihnen gehören dürfen.

Es dauert nicht lange, bis ich entdecke, dass die gut gekleideten Kinder, die mit dem Flugzeug fliegen, oft auch Junge Pioniere sind, deren Eltern in der Regierung oder Armee des neuen China hohe Ämter bekleiden. Andere Kinder haben Eltern, für die sie sich schämen müssen. So wie ich.

Es ist die Zeit des »Großen Sprungs nach vorn«, mit dem Mao Zedong den wirtschaftlichen Rückstand Chinas aufholen und so schnell wie möglich mit Großbritannien gleichziehen will. Damit dieses Experiment gelingt, müssen wir gemeinsam handeln, den bourgeoisen Individualismus vergessen und uns in den Dienst des Volkes stellen. Plötzlich gibt es keinen Unterricht mehr, und wir werden auf die Straße geschickt mit dem Auftrag, möglichst viel Alteisen zu sammeln und bei den Stahlwerken abzuliefern. Selbst wir, Kinder unter zehn Jahren, können so einen Beitrag zur kollektiven Aufgabe der industriellen Entwicklung leisten. Unser ganzes Leben dreht sich um das Wort »Kollektiv«. Jeden Tag wird uns gesagt, das Kollektiv sei wichtiger als alles andere, sogar wichtiger als die Familie.

Damit das Kollektiv vorankommt, der Individualismus zurückweicht und die Ideen des Kommunismus sich fest in unseren kleinen Köpfen verankern, nehmen wir jeden Samstagmorgen an Versammlungen zur Selbstkritik und Denunziation teil. Das Prinzip ist einfach: Unsere Gedanken gehören nicht nur uns, sondern auch der Partei. Ihr müssen wir alle Gedanken, sogar die geheimsten, mitteilen und uns ihrem Urteil beugen, denn allein die Partei weiß, was gut oder schlecht, richtig oder falsch ist. Nur so kann sie die »Widersprüche innerhalb des Volkes« auflösen.

Für uns heißt das, dass wir jeden anzeigen müssen, der sich im Laufe der Woche nicht gut benommen hat. Ein Name wird genannt, wir geben unsere Meinung ab. Hat er im Sinne des Kollektivs gehandelt? Ist er ein guter Revolutionär? Wer nicht einverstanden ist, meldet sich zu Wort: Nein, er ist kein guter Revolutionär, denn er war faul und hat im Unterricht gemogelt.

Mit diesen Sitzungen soll unsere revolutionäre Gesinnung geformt werden, heißt es. Dabei sind wir so jung! Wir möchten vor allem anerkannt werden und haben Angst zu versagen. Wir schämen uns, von unseren Kameraden kritisiert zu werden, und trauen uns nicht, ihnen ins Gesicht zu sehen. So verlieren wir unsere Freunde.

Mit der Zeit wird die Angst, als schlechte Revolutionäre zu gelten, immer größer. Und wie alle Kinder wollen wir alles tun, um geliebt und bewundert zu werden.

Für mich ist es noch schwieriger als für andere. Ich spüre sehr genau, dass meine Eltern nicht so sind wie die meiner Kameraden. Vater und Mutter haben nicht die geringste Ähnlichkeit mit den guten Revolutionären in Büchern, auf den Plakaten, mit den Helden, die unsere Lehrer uns tagtäglich als Vorbilder beschreiben. Ich wäre gern stolz auf meinen Vater, aber etwas hindert mich daran. Er ist kein Vater wie andere, auch wenn er jetzt eine Arbeit als Verwaltungsangestellter an einer Universität hat. Es ist ein guter Posten, und er hat das volle Vertrauen des Rektors Lao Xue, der ihm sogar ermöglicht, seinen eigentlichen Beruf auszuüben, indem er ihm zusätzlich die Verantwortung für den Sanitätsbereich der Universität übertragen hat.

Doch der Zweifel bleibt bestehen. Er muss sich irgendwie schuldig gemacht haben, wenn meine Lehrer ihm misstrauen! Er selbst hat mir gesagt, dass Mutter und er sich für das schämen, was sie vor der Befreiung waren. Jetzt sind sie *Chushen Buhao*, »schlechter Herkunft«, und sie müssen das wiedergutmachen.



Bereits mit acht Jahren gibt Xiao-Mei ihre ersten Konzerte

Wenn meine Eltern schuldig sind, bin ich es zwangsläufig auch. Und dann ist da noch das Klavier, ebenfalls ein »schädliches Element«.

Das Klavier, das mich als Schuldige kennzeichnet, erlaubt mir aber auch, bewundert zu werden. Ich bin erst acht Jahre alt und werde schon eingeladen, Konzerte zu geben. An einem Tag im Rundfunk, am nächsten im neu gegründeten Fernsehen. Es gefällt mir, wenn die Scheinwerfer das Klavier anstrahlen und mir die Hände wärmen. Überall sind Techniker fieberhaft beschäftigt, während ich in meiner Unschuld vor nichts Angst und nur einen Wunsch habe: dem Publikum zu gefallen, wenn ich *Roter Mai* spiele.

Eines Tages werde ich aufgefordert, im Pekingener Kaiserpalast ein Konzert zu geben. Das beeindruckt mich nicht, nur lässt mich die Frage nicht los, was ich dabei anziehen soll! Denn diesmal werde ich nicht vor Maschinen, Mikrofonen und Kameras spielen, sondern vor über tausend Menschen. Ich will nicht in meinen alten Kleidern auftreten, die an Knie und Ellbogen mit Stoffresten von Mutters alten Sachen geflickt sind.

Ich weiß, dass ich schlecht angezogen bin. Erst kürzlich hat mir der Lehrer bei den Proben zu einem Theaterstück gesagt:

»Xiao-Mei, du wirst die Rolle der Bettlerin spielen. Da brauchst du dich nicht mal zu verkleiden.«

Ohne Antwort bin ich weinend nach Hause gelaufen. Meine Eltern wollten mir einreden, der Lehrer habe es im Scherz gemeint, aber ich glaubte ihnen nicht.

Ich will nicht als Bettlerin gekleidet in den Kaiserpalast gehen. Als ich Mutter bitte, mir schöne Kleider zu besorgen, sagt sie, dafür habe sie kein Geld, ich könne so gehen, wie ich bin. Ich lasse nicht nach, bestürme sie. Todunglücklich leiht sie sich schließlich Kleidung bei einer ihrer Schülerinnen, der Tochter eines Diplomaten. Ich probiere die Sachen an. Der Rock ist rot, die weiße Bluse mit Puffärmeln aus einem so feinen Stoff, dass sie fast durchsichtig ist. Als ich an jenem Abend die Bühne betrete, habe ich nur einen Gedanken: Ich sehe aus wie ein Schmetterling! Ich weiß nicht einmal mehr, was ich gespielt habe.

Mutter hat mir keinen Vorwurf gemacht, doch als ich nach dem Konzert im Bett liege, kommt Großmutter auf den roten Rock zu sprechen.

»Du hast deiner Mutter wehgetan, Xiao-Mei. Sie gibt sich solche Mühe, euch ordentlich zu kleiden. Sie verbringt jeden Abend damit, eure Sachen instand zu setzen.«

Sie schweigt eine Weile, dann fährt sie fort:

»Ich werde dir eine alte chinesische Geschichte erzählen, damit du das verstehst. Sie handelt von einem König, der einen sehr alten Stallmeister hatte. Dieser Stallmeister hat immer die besten Pferde für ihn ausgewählt und sagt eines Tages zu ihm: ›Herr, ich kann nicht mehr arbeiten. Ich bin zu alt, um mich um deine Pferde zu kümmern.«

›Kennst du jemanden, der dich ersetzen könnte?, antwortet der König.

›Herr, ich habe von einem vorzüglichen jungen Stallmeister gehört, aber ich kenne ihn nicht. Vielleicht sollten wir ihn bitten,

ein Pferd für dich auszuwählen, dann werden wir sehen, ob er würdig ist, dir zu dienen.«

Der König ist einverstanden und beauftragt den jungen Stallmeister, ihm ein neues Reitpferd zu besorgen. Drei Monate später wird dieser am Königshof vorgestellt:

›Herr, ich habe ein wunderbares Pferd gefunden. Es ist sanft, von guter Rasse und so leicht, dass es lautlos durch die Luft gleitet.« Er sagt ihm, wo man es finden kann, und fügt zögernd hinzu: ›Ich glaube, es ist ein Brauner.«

›Man bringe das Pferd zu mir!, befiehlt der König.

Zwei Tage später kehren seine Diener unverrichteter Dinge zurück.

›Herr, den Braunen haben wir nicht gefunden. Es gab ein Pferd, aber das war schwarz.«

Der König wendet sich an den alten Stallmeister:

›Du machst dich über mich lustig. Wie könnte dein junger Stallmeister für mich arbeiten? Er erinnert sich nicht einmal an die Farbe des Pferdes!«

Nach kurzem Überlegen sagt der alte Stallmeister zum König:

›Jetzt bin ich sicher, dass dieser junge Stallmeister besser ist als ich. Er kann das Wesentliche vom Nebensächlichen unterscheiden.«

MEIN ERSTER LEHRMEISTER

Das Beachten des Kleinen nennt man Klarheit.

Das Bewahren der Nachgiebigkeit nennt man Stärke.

LAOTSE

Im Frühjahr 1960 werde ich am Konservatorium von Peking aufgenommen. Es ist ein Internat, und ich werde meine Eltern nur noch einmal in der Woche und während der Ferien sehen, doch das macht mir keine Angst. Trotz meiner elf Jahre spüre ich, dass sich eine Kluft zwischen uns aufgetan hat.

1960 wird der drei Jahre zuvor vom Vorsitzenden Mao eingeleitete »Große Sprung« zur Katastrophe. Mao hatte ihn mit den Worten gerechtfertigt: »China ist arm, aber ein großes weißes Blatt Papier, auf das man mit den schönsten Schriftzeichen Gedichte malen kann.« Statt der Gedichte nun die Hungersnot: In den folgenden Jahren verhungern mindestens zwanzig Millionen Chinesen. Offiziell werden die Trockenheit im Norden und die Überschwemmungen im Süden des Landes dafür verantwortlich gemacht – Maos Größenwahn natürlich nicht!

Aber das verstehe ich noch nicht.

Ich habe das Gefühl, in ein Paradies zu kommen, als ich im September das Konservatorium betrete. Sein Tor im traditionellen chinesischen Baustil, der große Innenhof mit seinen majestätischen Bäumen und Springbrunnen, den fünf Gebäude aus rotem Ziegelstein umgeben – alles ist viel größer und schöner als unser *Siheyuan*. Dabei hat es nur drei Stockwerke, auf die sich Klassenzimmer und Proberäume, Bibliothek und Schlafsäle der

Lehrer und Schüler verteilen. In einer ehemaligen Druckerei zehn Fußminuten entfernt sind weitere Klassenzimmer untergebracht.

Doch mein anfängliches Glücksgefühl schwindet schnell. Der Arbeitsrhythmus ist erschöpfend. Zu unserer intensiven musikalischen Ausbildung kommt der Allgemeinunterricht, unentbehrlich für den Fall, dass wir keine musikalische Laufbahn einschlagen und auf eine normale Schule zurückkehren müssen. Hinzu kommen die Versammlungen zur Selbstkritik und Denunziation, die jetzt regelmäßig abgehalten werden.

Wie Strafgefangene üben wir Klavier in kleinen geschlossenen Zellen, deren Türen Gucklöcher haben. Ich bin in mein Spiel versunken, als ich plötzlich jemanden in meinem Rücken spüre. Ich drehe mich um. Zwei Augen hinter Brillengläsern beobachten mich durch das Guckloch und sind sofort wieder verschwunden. Ich werde überwacht.

Die Leitung schürt das Konkurrenzdenken unter uns. Die besten Schüler haben nicht nur Anrecht auf zusätzlichen Unterricht, sondern auch auf besseres Essen. Nur die Bläser bekommen das gute Essen ohne Vorleistung; man ist der Ansicht, dass sie für ihr Spiel mehr Energie brauchen.

Wir sind zu vierzig in einem Schlafsaal untergebracht. Die Etagenbetten stehen so dicht beieinander, dass wir uns gerade eben zwischen ihnen bewegen können, die Luft ist erdrückend. Aizhen, »süße Wahrheit« in Chinesisch, leidet am meisten darunter. Sie ist ein zurückhaltendes Mädchen, schlecht gekleidet, eine Einzelgängerin, die von niemandem beachtet wird. Sie stammt aus einer Provinz im hohen Norden, wo ihre Eltern leben, und fährt deshalb fast nie nach Hause. Eines Tages wird Aizhen mit schwerer Atemnot ins Krankenhaus gebracht. Sie kommt völlig verlaust zurück und kratzt sich von morgens bis abends am Kopf. Nun wird sie erst recht von allen gemieden.



Hua Bing Zheng. Seine Schüler nannten ihn »Mutter Zheng«, weil er sich so aufopferungsvoll um seine Schützlinge kümmerte.

Zum Glück gibt es Mutter Zheng. Der alte Mann kümmert sich seit der Gründung des Konservatoriums um die Verwaltung und das Krankenrevier. Mutter Zheng setzt sich unermüdlich für uns Schüler ein. Ein Rätsel – niemand weiß, wann er überhaupt Zeit zum Essen oder Schlafen findet. Die kleine rundliche Gestalt ist ständig auf den Beinen. Er hat so viele Termine, dass man lange warten muss, bis man mit ihm sprechen kann. Doch wenn wir erst bei ihm sind, steht er uns mit Trost und Hilfe zur Seite. »Warmes Wasser ist die beste Medizin«, sagt er immer. Darüber müssen wir lachen, aber wir verehren ihn sehr. Er ist so aufopferungsvoll, dass er seine Sprechstunden nach Dienstschluss in seinem winzigen Zimmer fortsetzt, in dem nur ein Bett steht.

Als ich zum ersten Mal bei ihm bin, frage ich ihn frei heraus: »Mutter Zheng, wie kannst du hier überhaupt essen? Du hast nicht mal einen Tisch!«

Als ich eines Abends vor dem Sanitätsraum Schlange stehe, traue ich mich endlich, meine Kameraden zu fragen:

»Wisst ihr, warum er »Mutter« genannt wird?«

Jetzt erfahre ich seine Geschichte.

Vor vielen Jahren lebte Mutter Zheng als reicher Mann in In-

donesien. Nach Japans Überfall auf China ging er zurück, um seinem Vaterland zu helfen. Damals wurde gerade das Konservatorium eingerichtet. Er vermachte ihm sein ganzes Vermögen, dann gründete das erste Schülerorchester, dessen jüngstes Mitglied erst fünf Jahre alt war. Es fehlte an allem, und er kümmerte sich um die jungen Musiker wie um seine eigenen Kinder. Um sie zu ernähren, ging er Fische fangen und zog Lotuswurzeln aus Teichen. Er nahm sie vor allen Gefahren in Schutz. Aus Zuneigung und Dankbarkeit nannten ihn die ersten Schüler des Konservatoriums »Mutter«, und dabei ist es geblieben.

Ich gehe zu Mutter Zheng, so oft ich kann. Ich vertraue ihm meine Ängste an, die Ängste einer Elfjährigen: Meine Hände sind zu klein, und ich habe Angst, nicht in die zweite Klasse versetzt zu werden. Auch habe ich ständig Schmerzen in den Handgelenken, sodass mir das Klavierspielen oft zur Qual wird. Er hört mir zu, massiert mir die Hände und spricht mir Mut zu.

Bei der Prüfung am Ende des ersten Schuljahrs spiele ich mein Programm mit verbundenen Handgelenken. Als ich fertig bin, drehe ich mich zur Jury um: Schweigen ... Strenge Mienen ... Die Atmosphäre in der großen Aula ist beklemmend.

Dann gibt jeder sein Urteil ab. Alle sind kritisch bis abwertend. Ich stehe vor der Jury und warte nur, dass es endlich vorbei ist. In diesem Moment bittet ein Lehrer, der bisher geschwiegen hat, ums Wort. Er sieht jung und sportlich aus und spricht mit dem starken Akzent des Südens. Er macht den Eindruck, als wäre er aus Versehen hier.

»Liebe Kollegen, verzeihen Sie mir, aber ich bin nicht Ihrer Meinung«, sagt er. »Sie spielt sehr gut, mehr noch, hinter den Noten ist etwas anderes zu hören. Lassen Sie uns darüber sprechen.«

Ich gehe aus der Aula, damit sie sich beraten können.

Der Lehrer, der mich gerettet und in seine Klasse aufgenommen

hat, heißt Pan Yiming. Er ist erst fünfundzwanzig Jahre alt, hat vor wenigen Monaten am Pekinger Konservatorium sein Diplom gemacht und steht dank seiner Lehrer der russischen Klavierschule nahe. Eigentlich sieht er gar nicht aus wie ein Musikprofessor. Er trägt keine Brille, hat auch kein weißes Haar und soll außerdem ein ausgezeichneter Schlittschuhläufer sein. Kann man bei einem solchen Mann ernsthaft studieren?

Schon in der ersten Unterrichtsstunde kommt Meister Pan auf meine Hände zu sprechen:

»Wie du weißt, Xiao-Mei, hat alles seine zwei Seiten, eine positive und eine negative. Es stimmt, dass du kleine Hände hast, was dir bei manchen Stücken zu schaffen machen wird. Doch kleine Hände sind auch besonders schnell. Bei manchen Werken können sie Wunder wirken. Du wirst sehen, das Negative wird zum Positiven, wie sich auch das Positive ins Negative wenden kann. Ich habe schon Schüler mit großen Händen gehabt, die sich aus dem Grund nicht genug Mühe beim Üben gaben. Zu ihrem eigenen Schaden.«

Ahnt Meister Pan, dass er mir mit diesen Worten eine neue Welt eröffnet? Er hat mich darauf hingewiesen, dass eine Schwäche sich in einen Vorteil wandeln kann und, wichtiger als alles andere: Er hat mir mein Selbstvertrauen zurückgegeben.

In dieser ersten Stunde weist er mich auf einen weiteren Schwachpunkt hin: Ich bin verspannt.

»Welcher Finger befiehlt den anderen?«, fragt er mich.

Ich weiß es nicht.

»Es ist dein Daumen. Wenn er verspannt ist, sind es die anderen Finger auch. Und wenn er entspannt ist, gilt das auch für die anderen Finger.«

Dann fügt er hinzu:

»Du musst die Tasten streicheln, nicht auf sie einschlagen. Du glaubst, dass sie hart sind, aber das ist nicht so. Du musst nicht gegen sie kämpfen, denn in Wirklichkeit sind sie geschmeidig und



Pan Yiming, »Meister Pan«,
Xiao-Meis erster Lehrer am
Pekinger Konservatorium

weich. Dieses Gefühl von Geschmeidigkeit und Weichheit musst du in deinen Fingerspitzen suchen. Hole dir die Energie aus den Tasten, statt ihnen deine eigene zu geben. Stell dir vor, du kneatest Brotteig. Sieh deiner Mutter dabei zu, dann wirst du verstehen, was ich meine. Die Bewegung der Finger und Handgelenke ist dieselbe. Du wirst sehen, dass sich die Beziehung zu deinem Instrument grundlegend ändert.«

Dann fragt mich er:

»Woher kommt die Energie beim Spielen, glaubst du?«

»Aus der Schulter?«

»Nein.«

»Aus dem ganzen Körper?«

»Nein. Sie kommt aus dem Atem, aus dem auch Geist und Leben entstehen. Versuche, richtig zu atmen, achte darauf, dass deine Füße fest auf dem Boden stehen, dass dein Zwerchfell sich nicht verkrampft. Deine innere Anspannung wird nachlassen, du wirst elastischer sein als zuvor und dich umso stärker fühlen.«

Meister Pan hat mir eine Lehre erteilt, die mich mein ganzes Leben begleiten wird.

Nach dieser ersten Begegnung beschließt Meister Pan, mir zweimal pro Woche zwei Stunden Unterricht zu geben, statt wie vorgesehen nur jeweils eine. Im Grunde seines Herzens ist er gegen die egalitären Ideen des Kommunismus, denen zufolge wir alles mit allen teilen müssen.

Für mich beginnen zwei glückliche Jahre, die mich alles andere vergessen lassen: den unter uns Schülern geschürten Konkurrenzkampf, die Versammlungen zur Selbstkritik und Denunziation, alles! Ich lebe nur für die Stunden mit Meister Pan und denke die ganze Woche an nichts anderes.

Sein Unterricht beschränkt sich übrigens nicht auf diese vier Wochenstunden. Er will seine Schüler nicht nur unterrichten, er will auch ihr Leben teilen. Er geht mit uns in die Berge, lädt uns zum Abendessen bei sich ein, schenkt uns Bücher, spielt uns Schallplatten vor und ermuntert uns, neben der Musik auch andere Interessen zu entwickeln.

»Um eine gute Musikerin zu werden, Zhu Xiao-Mei«, sagt er, »sind Kultur, große Feinfühligkeit und Fantasie vonnöten. Ich kann dich lehren, Klavier zu spielen, aber ich kann dir nicht alles geben. Lies viel, sammle Erfahrungen. Du wirst sehen, wie wichtig das ist.«

Sofort lese ich alle Bücher, die mir in die Hände fallen: Tolstoj, Tschekow, Dostojewski, Balzac, Flaubert und Zola ...

Aus Dankbarkeit und um seine Großzügigkeit zu erwidern, wollen wir, Meisters Pans Schüler, ihm unser Bestes geben und seinen hohen Ansprüchen gerecht werden. Er macht uns Lust aufs Spielen, Lust, Künstler zu sein; eine Lust, die jedem von uns auf seine Weise helfen wird, scheinbar unlösbare technische Schwierigkeiten zu überwinden. Wie oft übe ich nach dem Unterricht bei ihm noch sechs bis acht Stunden am Stück, mit unveränderter Begeisterung!

Meister Pan will die positiven Seiten meines Spiels fördern, anders als viele Lehrer, die an der Spielweise ihrer Schüler alles

ändern und sie aus egoistischen Gründen nach ihren eigenen Vorstellungen formen wollen. Er konzentriert sich auf einige wesentliche Dinge, die der Verbesserung bedürfen. Er lässt mich Werke von Komponisten spielen, die meiner Sensibilität und meiner Technik entgegenkommen. Seine so einfache wie überzeugende Lebensphilosophie beruht auf dem Prinzip, dass man nicht alles verändern und alles zugleich erreichen kann.

»Eine schwierige Passage, die schnell und laut gespielt werden muss, solltest du zunächst langsam und laut, danach schnell und leise spielen. Bis du dich damit wohlfühlst. Erst dann spiel sie schnell und laut.«

Er ist darauf bedacht, seine Schüler nie zu bremsen; auch darin unterscheidet sich seine Methode von der zahlreicher Lehrer. Wenn ich ihm ein Stück vorspiele, unterbricht er mich nie.

»Könntest du noch einmal von vorn anfangen und es bis zum Ende spielen?«, fragt er höchstens.

Ich breche mitten im Stück ab, weil mir eine schwierige Passage misslungen ist.

»Spiel es bis zum Ende«, sagt er. »Es ist nicht schlimm, mach einfach weiter. Du hast die Verantwortung, bis zum Ende zu gehen. Denk an dein Publikum. Sei großzügig!«

Meister Pan besitzt eine seltene Tugend. Er sagt die Wahrheit, ohne zu verletzen, aber auch ohne zu dramatisieren. Mit seiner angeborenen Feinfühligkeit weiß er, was ein Wort oder eine Handlung bewirken können.

Auf dem Gebiet der Technik stellt Meister Pan höchste Anforderungen.

»Du musst wissen, Zhu Xiao-Mei«, sagt er mir in einer der ersten Stunden, »die Chinesen haben den großen Vorteil, von Natur aus geschmeidig zu sein. Für eine ausgezeichnete pianistische Technik und einen schönen Klang ist das entscheidend. Du musst dir diesen Vorteil zunutze machen.«

Er erlegt mir ein unerbittliches Arbeitspensum auf. Zusammen mit ihm erlerne ich alle Grundlagen der Technik neu, spiele den *Hanon* in allen Tonlagen, dazu die wichtigsten Etüden von Czerny, Cramer, Moszkowski und Brahms. Auch studiert er Johann Sebastian Bachs *Inventionen* und das *Wohltemperierte Klavier* mit mir ein.

»Ich möchte, dass du sie auswendig lernst. In jeder Stunde musst du jetzt ein Stück von Bach und zwei Übungen fehlerlos aus dem Gedächtnis spielen. Versuch, dir jedes Stück schon beim ersten Spielen vom Blatt einzuprägen.«

Leichter gesagt als getan! Anfangs habe ich in den drei Tagen, die mir zur Verfügung stehen, große Mühe, diese Stücke, vor allem Bachs *Inventionen*, auswendig zu lernen. Deshalb schließe ich mich am Abend nach dem Erlöschen des Lichts auf der Toilette ein. Es ist der einzige Ort, der auch nach zehn Uhr noch beleuchtet ist, und ich arbeite, bis ich vor Müdigkeit fast umfalle. Meister Pan hat recht: Wenn man sein Gedächtnis nicht schon früh schult, ist es irgendwann zu spät. Aber es ist eine harte Schule!

»Solange du nicht aufmerksam bist, wirst du nie lernen, dich zu konzentrieren«, sagt er. »Deshalb sollst du über jede Unterrichtsstunde eine kurze Zusammenfassung schreiben. Du wirst sie mir zeigen, dann sehen wir, ob du gut aufgepasst hast.«

Ein anderes Mal sagt er mir: »Leider habe ich nur wenige Schallplatten. Ich würde dich gern Opern anhören lassen, denn wenn man Klavier spielt, will man etwas *sagen*, und das lernt man am besten von einem Sänger. Hör stattdessen deinen älteren Mitschülern zu, beobachte ihr Spiel und mach dir dazu Notizen.«

Ich befolge seinen Rat und bringe ihm nach einer Woche einen mehrseitigen Kommentar über ein Dutzend Studenten, die sich zu internationalen Wettbewerben angemeldet haben. In der nächsten Stunde sagt er etwas, das ich nie vergessen werde:

»Ich habe gelesen, was du über die Notwendigkeit sagst, einen Klang, eine Präsenz, ein Anliegen zu haben. Im Grunde weißt du

genau, was dir gefällt und was du hören willst. Es wird dir sehr helfen ... Glaube mir, du wirst es schaffen.«

Meister Pan lässt mich auch mit geschlossenen Augen spielen, damit ich lerne, mich zu konzentrieren; ich tue es noch heute bei meinen Konzerten.

Zum ersten Mal spricht er davon, als wir Mozarts 23. *Klavierkonzert in A-Dur* studieren. Als Meister Pan mir ankündigt, dass wir dieses wunderbare Werk in Angriff nehmen, bin ich stolz und übergücklich. Er hat nur mir diesen Vorschlag gemacht! Es ist Sommer, das Fenster des Proberaums steht offen. Unten im Hof hören meine Freundinnen zu – sie würden alles geben, um an meiner Stelle zu sein! Seit zwei Stunden üben wir den ersten Takt des langsamen Satzes: *c#*, *d-c#*, ein mit der rechten Hand punktierter Rhythmus, ein kleiner Tonika-Akkord mit der linken Hand – die ganze Trostlosigkeit der Welt in wenigen Noten! Zu schnell! Zu langsam! Zu laut! Zu leise! Meister Pan ist noch immer nicht zufrieden:

»Es hat nicht die richtige Klangfarbe.«

Wie kann er von Farbe sprechen? Die Klavierhämmer schlagen auf die Saiten, immer an derselben Stelle, so viel ich weiß. Man kann stärker oder schwächer spielen, aber kann ein Ton verschiedene Farben haben?

»Entspanne dich, Zhu Xiao-Mei, schließ die Augen.«

C#, *d-c#*. Diesmal ist es besser, ich spüre es. Meister Pan schweigt. Ich öffne vorsichtig ein Auge.

»So war es richtig«, sagt er nur.

Wie oft wird er es wiederholen: »Schließ die Augen. Du wirst deine Hand besser spüren, dich besser hören.«

Meister Pan träumt von Partituren, in denen einzelne Tonlagen und Anschläge durch unterschiedliche Farben kenntlich gemacht werden.

»Es wäre wunderbar«, sagt er mir. »Stell dir die B-Dur-Passagen in Orange vor. Denn so höre ich sie!«

Meister Pan möchte auch, dass wir unsere Fantasie bemühen. Oft greift er zu poetischen Bildern. »Jede Note ist eine Perle in einer Samtschatulle.« »Jede Note ist ein Tautropfen auf einer Blume bei Tagesanbruch.« Auch beim Spielen soll ich immer einen Gedanken, ein Bild, eine Geschichte oder ein Gefühl im Kopf haben.

»Heute denkst du an gar nichts.«

Weiß er, was in meinem Kopf vorgeht? Das kann nicht sein! Ist er vielleicht ein Zauberer?

»Man spürt es, Zhu Xiao-Mei. Man hört es.«

Als ich einmal eine *Invention* von Bach mit zu viel Effekt vortrage, beginnt er zu lachen. Ich wollte ihm eine Freude machen, ihm danken für alles, was er für mich getan hat, doch er hat mich sofort durchschaut:

»Sei vorsichtig, so geht das nicht. Man betritt die Bühne, will dem Publikum gefallen und gerät dabei auf Abwege. Wahrheit und Irrtum liegen so nah beieinander!«

Er sieht meine Enttäuschung und fügt hinzu:

»Ein guter Pianist ist wie ein guter Koch. Er muss ein Gespür für Maß und Dosierung haben. Magst du Speisen, die zu süß sind? Oder zu salzig?«

Nein, natürlich nicht!

»Magst du Speisen ohne jedes Gewürz?«

Genauso wenig!

»Mit dem Klavier ist es ähnlich. Es braucht verschiedene Zutaten, aber sie dürfen weder zu salzig noch zu süß sein. Du musst nach diesem Gleichgewicht suchen, du musst ...« Er unterbricht sich, wie so oft, wenn er etwas Wichtiges sagen will, dann fährt er fort: »... diesen Mittelweg finden.«

Ein anderes Mal möchte ich ihm imponieren und trage ein Stück mit großer Bravour vor. Das habe ich meinen älteren Mitschülern nachgemacht, die bei Liszts und Rachmaninows Meisterwerken unaufhörlich die Arme in die Luft schleudern.

»Was sollen diese Effekte hier, Zhu Xiao-Mei? Bist du sicher, dass diese Musik das nötig hat? Glaubst du wirklich, dass man so Klavier spielen sollte? Wie wäre es mit etwas mehr Zurückhaltung?« Und er fügt hinzu: »Kennst du die abenteuerliche Geschichte von *Hua She Tian Zu*? Sie handelt von einem Maler, der eine Schlange so realistisch auf das Pflaster malte, dass man sie für lebendig hielt. Jemand geht vorbei, tritt versehentlich auf die Zeichnung und schreit auf: «Ich bin von einer Schlange gebissen worden!» Die Passanten kommen näher, um zu sehen, was vorgefallen ist. Sie brechen in lautes Gelächter aus und rufen: »Noch nie haben wir eine so schöne Zeichnung von einer Schlange gesehen!« Bald sind die Zeichnung und der Künstler stadtbekannt. Jetzt fragt sich der Künstler, wie er seine Zeichnung noch schöner machen könnte, und fügt Füße hinzu. Als die Passanten die Schlange mit Füßen entdecken, machen sie sich über ihn lustig: «So ein lächerliches Tier!» Und der Maler ist sofort wieder vergessen.«

Ich habe verstanden, was er mir sagen will. Wenn ich heute eine Bühne betrete, habe ich immer Angst, jemand könnte glauben, ich wollte mich zur Schau stellen. Dann denke ich an diesen schönen Satz von Pascal: »Der Mensch ist weder Engel noch Tier, und das Unglück will es, dass, wer einen Engel aus ihm machen will, ein Tier aus ihm macht.«

Die Studienjahre mit Meister Pan waren eine glückliche Zeit. Ich denke oft an ihn, wenn ich unterrichte. Er war ein wunderbarer Lehrer an der Schnittstelle zweier Klavierschulen. Zum einen die chinesische Schule, die Geschmeidigkeit, Harmonie, flüssiges Spiel, einen kalligrafischen Sinn für Melodie und Distanz gegenüber Emotionen und deren Beherrschung privilegiert. Zum anderen die russische Schule mit ihrer großen Gestik, Romantik, starken Imaginationskraft, Emotionalität und Großzügigkeit.

Kurz vor meinem vierzehnten Geburtstag im Frühjahr 1963 kündigt mir Meister Pan mit einem Lächeln an:

»Zhu Xiao-Mei, jetzt werden wir dein erstes Konzert vorbereiten.«

Nach einer Regel des Konservatoriums müssen wir regelmäßig vor Publikum spielen, auch bei unseren halbjährlichen Examen. Für Meister Pan ist das nicht genug.

»Um ein Gespür für die Bühne zu bekommen, musst du dich mindestens eine Stunde dort aufhalten. Und eine Stunde ist nicht viel. Weißt du, dass japanische Tänzer vor ihrem Auftritt manchmal tagelang auf der Bühne bleiben?«

Wir erstellen das Programm gemeinsam: Beethovens *Pathétique*, Mozarts 23. *Klavierkonzert*, dessen Orchesterpart er selbst spielen wird, und die *Dritte Etüde* aus Chopins Opus 25. Er warnt mich:

»Du musst dich zweihundertprozentig vorbereiten. Meister Sun-Tseu sagt: Unsere Unbesiegbarkeit hängt von uns selbst ab. Man zieht nicht in den Krieg, wenn man nicht darauf vorbereitet ist. Bei einem Konzert ist es ähnlich. Wenn du nicht bestens vorbereitet bist, solltest du nicht spielen. Eine unangenehme Erinnerung vergisst man nicht so schnell.«

Geheimnisvoll fügt er hinzu:

»Du solltest auch auf dich achtgeben. Und gehorchen!«

Was will er damit sagen? Ich wage nicht, ihn danach zu fragen.

Wenige Tage vor dem Konzert, an einem schwülen Samstagabend, ist die Luft in unserem Schlaflsaal noch erstickender als sonst. Ich habe plötzlich Lust, ein wenig frische Luft zu schnappen und einen Spaziergang über das Gelände des Konservatoriums zu machen. Drei Kameradinnen begleiten mich. Wir schlendern eine Zeit lang im Freien und durch die Flure, dann beschließen wir aus Lust und Laune, heimlich auf das Dach eines der Gebäude zu steigen. Es ist stockdunkel. Wir nähern uns dem Abgrund, und ich sage im Scherz:

»Soll ich springen?«

Dann werden wir müde und gehen in unseren Schlaflsaal zurück. Wir ahnen nicht, was für ein Sturm aufzieht.

Bei unserem nächtlichen Ausflug hat es einen Zeugen gegeben. Der Hausmeister hat unsere Stimmen auf dem Dach gehört. Am nächsten Morgen stellt er Nachforschungen an und entdeckt die Schuldige:

»Es ist Zhu Xiao-Mei. Sie will sich umbringen.«

Eine Kameradin hat mich angezeigt. Normal!

Doch ich kann nicht wissen, wie weit diese Angelegenheit gehen wird. Ich weiß noch nicht, dass Selbstmord in einem totalitären Regime das schlimmste aller Vergehen ist, ein Akt der Rebellion, der bedeutet: Ich bin in eurem System nicht glücklich, ich will lieber sterben. Für die Leitung des Konservatoriums und die Partei ist die Gefahr eindeutig: Ich könnte das Denken meiner Kameraden verderben. Deshalb wollen sie an mir ein Exempel statuieren: Aus meiner kleinen Person müssen die Wurzeln des Individualismus radikal entfernt werden!

Später ruft die Direktorin mich, meine drei Mitschülerinnen und unsere Klassenlehrerin zu sich:

»Welcher Herkunft sind sie?«, fragt sie.

Zwei von uns sind *Chushen Hao*, »guter Herkunft«. Die dritte, deren Vater als Gegner des Regimes von 1957 galt, und ich selbst gehören zur Kategorie der *Chushen Bushao*, Elemente »schlechter Herkunft«.

»Damit ist alles klar«, befindet die Direktorin.

Sie hat ihre Tochter mitgebracht, damit diese begreift, was Klassenkampf ist.

Ich versuche, mich zu verteidigen: Es war leeres Gerede, ich habe nicht die geringste Lust, mich umzubringen, ich bin sehr glücklich am Konservatorium und stolz, hier studieren zu dürfen. Es nützt nichts. Dann finden sie in meinem Tagebuch eine Eintragung zu Anna Karenina. Ich erwähne ihren Selbstmord, die

kleine rote Tasche, den ersten, dann den zweiten Waggon. Eines Abends hatte ich geschrieben: »Sie ist wunderbar, so anders als viele Frauen, und so mutig! Wenn ich es mit dem Klavier zu nichts bringe, wenn mein Konzert keinen Erfolg hat, bleibt auch mir nur noch der Tod!« Es sieht schlecht für mich aus.

Die Entscheidung ist gefallen. Ich werde von meinen Kameradinnen getrennt und in einem kleinen Büro isoliert, in dem es nur einen Tisch und einen Stuhl gibt. Dort werde ich meine Mahlzeiten einnehmen, um jeden Kontakt zu meinen Mitschülern zu vermeiden, bis über mein weiteres Schicksal befunden ist. In der Zwischenzeit sind alle Schüler aufgefordert, sich zu meinem Verhalten zu äußern: Was hat es zu bedeuten? Was ist davon zu halten?

Je mehr Zeit vergeht, desto düsterer sehe ich meine Zukunft. Ich bin nicht nur *Chushen Bushao*, ich habe mich auch schlechter Gedanken schuldig gemacht. Meister Pan wird mich nicht mehr unterrichten wollen. Man wird mich vom Konservatorium verweisen. Ich werde nie wieder Klavier spielen. Man wird mich politisch für tot erklären, aufs Land schicken, meine Familie und meine Verwandten kritisieren. Ich habe Präsident Maos Vertrauen nicht verdient!

Schließlich lässt mich die Direktorin zu sich kommen und spricht das Urteil aus:

»Du musst deine Selbstkritik schreiben und vortragen. Bis du damit fertig bist, bleibst du allein.«

4

DER FALL

*Würdet ihr das Leben eines Kindes aufs Spiel setzen,
um einen revolutionären Plan in die Tat umzusetzen?*

DOSTOJEWSKI, Die Brüder Karamasow

Liebe Lehrer und Mitschüler,

ich bin sehr traurig, weil ich euer Vertrauen missbraucht und euch enttäuscht habe. Ich habe auch unseren großen Steuermann Mao Zedong und die Kommunistische Partei verraten, die mir die Möglichkeit geben, an einer der besten Schulen Chinas zu studieren.

Am Abend des 27. Mai habe ich einen Fehler begangen. Ich habe gegen die Vorschriften des Konservatoriums verstoßen. Nach dem Ausschalten des Lichts um halb elf habe ich mit drei anderen Schülerinnen den Schlafsaal verlassen. Wir sind auf das Dach des Konservatoriums gestiegen, obwohl wir keine Erlaubnis dazu hatten. Schlimmer noch: Als wir dort waren, habe ich gesagt: »Soll ich springen?«

Dank eurer Hilfe, Lehrer und Schüler, verstehe ich, dass ich einen schwerwiegenden Fehler begangen habe. Mir ist jetzt klar geworden, dass die Absicht, Selbstmord zu begehen, einen Protest gegen das Regime darstellt, dem ich zuwider gehandelt und kein Vertrauen geschenkt habe. Ich schäme mich für diesen Gedanken.

Alle Menschen in China, Soldaten, Arbeiter und Bauern, arbeiten hart für den Sieg des Kommunismus. Die Soldaten schützen uns vor dem Kapitalismus. Die Arbeiter und die Bau-

ern arbeiten für uns und ernähren uns, während ich nur an mich und mein Klavier denke. Ich bin egoistisch und individualistisch.

Doch dank euch, Lehrer und Schüler, habe ich den Grund dafür erkannt.

Schuld ist meine bourgeoise und kapitalistische Familie, die das Volk seit Langem ausbeutet. Marx sagt, dass das Sein das Bewusstsein bestimmt. Proletarier haben eine proletarische Weltanschauung. Die Bourgeois haben eine bourgeoise Weltanschauung. Um ihr Bewusstsein zu verändern, muss man ihr Sein verändern.

Schuld sind auch die Bücher.

Seit Langem lese ich bourgeoise Literatur ohne jeden kritischen Ansatz: Tolstoi, Tschekow, Dostojewski, Puschkin, Romain Rolland, Balzac, Flaubert und Zola. Das individualistische Beispiel von Marie Curie hat mich verdorben.

Ich möchte euch sagen, dass vor allem zwei Romane einen schlechten Einfluss auf mich gehabt haben: Tolstois Anna Karenina und Jean-Christophe von Romain Rolland. Ohne reife Überlegung habe ich den Fehler begangen, mir ihre beiden individualistischen und kleinbürgerlichen Helden zum Vorbild zu nehmen. Die Kapitalisten wollen ihren Fortbestand sichern und das Denken ihrer Nachfolger prägen, indem sie diese kleinbürgerlichen literarischen Werke produzieren. Kommunisten brauchen sie nicht zu lesen: Es genügt, die Soldaten, Bauern und Arbeiter nachzuahmen.

Schuld ist auch die westliche Musik.

Ich habe jedes Gefühl für das Proletariat und seine Kämpfe verloren. Ich bin so weit gegangen, Kunst und Literatur über das revolutionäre Ideal zu stellen. Ich bereue meinen Fehler auf richtig.

Doch heute bin ich entschlossen, mich von meiner Familie zu distanzieren und gegen diese schlechten Einflüsse anzukämpfen, damit ich mich grundlegend ändern kann. Ich will

Mao Zedong und der Kommunistischen Partei folgen und eine wahre Musikerin des Proletariats werden. Ich bitte Mao Zedong und die Kommunistische Partei um Entschuldigung. Ich bitte euch um Entschuldigung. Und ich zähle auf euch, dass ihr mich weiterhin kritisieren und mir helfen werdet, ein besserer Mensch zu werden.

Zhu Xiao-Mei

Ich habe meiner Selbstkritik gerade den letzten Schliff gegeben, als die Direktorin das kleine Büro betritt. In den vergangenen drei Tagen ist sie mehrmals gekommen, um mich zu korrigieren: »Du musst mehr von deiner Familie sprechen!« »Zitiere die Bücher, die du gelesen hast!« Sie liest meinen Text ein letztes Mal:

»So geht es. Nun müssen wir in einer Sitzung darüber sprechen. Du wirst morgen Nachmittag um vier Uhr in der großen Aula deine Selbstkritik vortragen. Deinetwegen fallen alle Unterrichtsstunden aus.«

Die große Aula! Noch vor wenigen Tagen glaubte ich, dort mein erstes Konzert mit Beethoven, Mozart und Chopin zu geben. Jetzt muss ich dort eine ganz andere Partitur spielen.

Am Abend darf ich das kleine Büro zum ersten Mal verlassen. Das Konservatorium begeht seine Jahresfeier. Die Schüler singen und tanzen um ein großes Feuer, das sie auf dem Sportplatz entzündet haben. Weil ich an dem Fest nicht teilnehmen darf, beobachte ich das Treiben aus der Ferne, allein im Dunkeln. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich gehe ins Haus, um Klavier zu spielen. Doch meine Gedanken sind woanders, meine Hände ohne jede Kraft.

Am nächsten Tag mache ich mich mit zugeschnürter Kehle auf den Weg zur großen Aula. Ich möchte es so schnell wie möglich hinter mich bringen, doch gleichzeitig bin ich wie gelähmt. Ich sehe etwa hundert Schüler aus dem Nebengebäude des Konservatoriums kommen. Sie marschieren im Gleichschritt, in

Zweierreihen; dabei singen sie eine Hymne auf Mao. Alle sind da. Ihre Gesichter verraten Skepsis, Misstrauen, Feindseligkeit, auch Angst: Sie war doch immer so brav, diese Zhu Xiao-Mei, sie durfte sogar mit Meister Pan Mozarts 23. *Klavierkonzert* einstudieren! Wie konnte es nur so weit mit ihr kommen? Ihre Blicke sind wie Messerklingen. Sie tun mir weh.

Die Sitzung ist eröffnet.

»Zhu Xiao-Mei, wir hören dir zu. Was hast du uns zu sagen?«

Ich stehe allein auf der Bühne und stammele einige Sätze aus meiner schriftlichen Selbstkritik. In der ersten Reihe sitzt Meister Pan, er hat einen abwesenden Blick. Woran mag er denken?

Die Leitung des Konservatoriums nimmt mich ins Verhör. Ja, ich habe meinen gravierenden Fehler eingesehen. Ja, das Sein bestimmt das Bewusstsein. Ja, Anna Karenina ist eine gefährliche bourgeoise Person.

Nach einer Stunde kommt die Direktorin zu mir auf die Bühne. Sie wendet sich an die Anwesenden:

»Wer möchte etwas dazu sagen?«

In der Aula herrscht absolute Stille. Niemand meldet sich zu Wort, als hätten meine Kameraden nicht verstanden, was ich gerade gesagt habe. Wieder ergreift die Direktorin das Wort:

»Lehrer, Arbeiter und Schüler, Zhu Xiao-Mei hat ihren schweren Fehler inzwischen eingesehen. Sie will sich ändern, und dabei werden wir ihr helfen.«

Doch das Schlimmste steht mir noch bevor. Während alle die Aula verlassen, kommt Meister Pan zu mir.

»Du wirst nie gut Klavier spielen können, solange du dem Regime feindselig gesinnt bist«, sagt er. »Ich will nicht mehr mit dir arbeiten. Selbstkritik wird dir mehr nützen als Klavierunterricht.«

Was soll ich dazu sagen? Ich breche in Tränen aus und laufe aus dem Saal. Ich fühle mich besudelt, von der Schande erdrückt. Am liebsten würde ich mich irgendwo verkriechen. In weniger

als einer Woche ist meine ganze Welt in sich zusammengebrochen. Ich bin vom ersten auf den letzten Platz zurückgefallen.

Ich irre einsam durch die Flure, frage mich, was aus mir werden wird. Natürlich weiß ich, dass ich einen schwerwiegenden Fehler begangen habe. Wie kann ich ihn wiedergutmachen? Wie meine Beziehung zu Meister Pan, zu meinen Lehrern und meinen Kameraden wieder herstellen? Ein normales Leben führen? Ich fühle mich verloren angesichts einer Situation, der ich nicht gewachsen bin.

Im Innenhof scherzt eine Gruppe von Schülern. Ich gehe zu ihnen, und sofort hören sie auf zu lachen. Ich möchte an ihren Gesprächen teilnehmen, schon gehen sie auseinander. Damals gab es den Ausdruck: »Das Regime tötet den Hahn, um dem Affen Angst zu machen.« Leider bin in diesem Fall ich der Hahn.

Ich will niemanden sehen und gehe nicht mehr in die Mensa. Ich fühle mich immer schwächer. Seit zwei Tagen habe ich fast nichts gegessen. Ich beobachte den Eingang aus der Entfernung und warte, bis alle herausgekommen sind. Dann schleiche ich hinein und suche nach Essensresten – vergeblich.

Ich zwingen mich, zum Allgemeinunterricht zu gehen, und weiche allen Blicken aus. Auf meinem Pult liegt etwas Essen. Wie ist es hierhergekommen? Ich rühre es nicht an, es ist nicht für mich, es muss ein Irrtum sein! Doch die Nachbarin zu meiner Rechten beugt sich zu mir:

»Du musst etwas essen!«, flüstert sie.

Es ist Aizhen, die sich im Krankenhaus Läuse geholt hat.

Ich frage sie, warum sie dieses große Risiko auf sich nimmt.

»Ich begreife nicht, warum man dir so etwas antut«, antwortet sie.

Ein tiefes Glücksgefühl durchströmt mich. Ich habe eine Freundin, wenigstens eine!

Doch die Sache mit dem Dach ist noch nicht ausgestanden. Bei den Versammlungen zur Selbstkritik und Denunziation muss ich mich immer wieder zu meinem Fehler bekennen. Und meinen Kameraden zuhören, wie sie ihn diskutieren, kommentieren und dann beschreiben, wie viel sie aus meinem schlechten Verhalten gelernt haben.

Und das ist nicht alles!

Eine besonders eifrige Schülerin hat Präsident Mao einen Brief geschrieben. Sie stammt aus einer Familie hoher Würdenträger des Regimes und will ihn über das Geschehen im Konservatorium aufklären. Sie berichtet ihm von Schülern, die geringschätzig behaupten, Arbeiter und Bauern seien unfähig, die klassische Musik aus dem Westen zu verstehen. Einer habe sich eine Beethoven-Frisur zugelegt, ein anderer höre auf seiner Stereoanlage klassische Musik, wieder ein anderer schwärme für Tschaikowskys *Pathétique*. Schlimmer noch: Sie schreibt ihm, eine Schülerin habe wegen westlicher Musik beinahe Selbstmord begangen.

Der Brief hätte unter den unzähligen Briefen, die Präsident Mao jeden Tag bekommt, untergehen können. Doch er kommt mit Maos handschriftlichen Anmerkungen zurück:

»Dieser Brief ist sehr gut geschrieben. Für das Problem muss eine Lösung gefunden werden. Die Kultur des Westens muss unserem Land dienen. Wir müssen unsere eigene Kultur weiter entwickeln.«

Mao Zedong

Die Briefschreiberin wird von Madame Mao, Jiang Qing, persönlich empfangen, die zu dieser Zeit die politische Bühne betritt. Es ist der Anfang einer verhängnisvollen Karriere – doch das wissen wir noch nicht.

Ich selbst weiß nur, dass Präsident Mao meine Handlungen und Worte verurteilt hat, obwohl ich kaum vierzehn Jahre alt bin!

Wie ist so etwas möglich? Warum interessiert er sich ausgerechnet für mich, eine von siebenhundert Millionen Chinesen?

Mit wenigen Worten ist meine Zukunft zunichte gemacht worden; es ist eine Verurteilung auf Lebenszeit. Alle Türen werden mir ewig verschlossen bleiben. Ich werde nie eine höhere Schule besuchen können oder eine normale Arbeit finden. Viele Chinesen in einer ähnlichen Situation werden den Selbstmord vorziehen. Das erste Opfer in meiner eigenen Umgebung ist der Student mit der Stereoanlage. Er verlässt das Konservatorium, geht aufs Land und tritt in die Armee ein. Dann bringt er sich um, von der Last seiner »Verfehlung« erdrückt.

Maos Antwort erfolgt im Rahmen einer großen Bewegung, die in diesem Jahr 1963 die Kulturrevolution ankündigt. Erste Anordnungen sind im Umlauf: Kunst und Literatur müssen jetzt ausschließlich revolutionären Zielen dienen. Bald darauf wird das Konservatorium auf Anweisung Zhou Enlais in zwei Abteilungen getrennt – eine für chinesische, die andere für westliche Musik.

Nach seiner gescheiterten Politik des »Großen Sprungs« sieht sich Mao eigenen Worten zufolge gezwungen, »den Rückzug von der Front anzutreten«. Tatsächlich macht er sich hinter den Kulissen die relative Erholung der Wirtschaft zunutze, um erneut die Macht an sich zu reißen. Er weiß, dass er seine politischen Feinde isolieren und die chinesische Regierungsbürokratie zerschlagen muss, wenn es ihm gelingen soll. Dabei stützt er sich direkt auf das Volk, vor allem auf die Jugend, für die er nach wie vor ein lebendiger Gott ist.

In diesen politischen Auseinandersetzungen bin ich ein kleines, leicht zu manipulierendes Spielzeug. Doch warum gerade ich? Wegen meiner »schlechten Herkunft«? Oder ist es nur eine willkürliche Wahl, auf die sich totalitäre Regimes so gut verstecken? Ich bin weit davon entfernt, die Konsequenzen abzusehen.

VON MOZART ZU MAO

Unsere aus der Intelligenz stammenden Literatur- und Kunstschaffenden müssen sich in ihrem Denken und Fühlen wandeln, müssen sich ummodellern, wenn sie wollen, dass ihre Werke die Anerkennung der Massen finden. Ohne eine solche Wandlung und Ummodellung werden sie nichts Rechtes zustande bringen, werden nirgendwo hinpassen.

MAO ZEDONG, Über Literatur und Kunst

Die Lastwagen, auf denen Lehrer und Schüler des Konservatoriums eng zusammengedrängt sitzen, fahren über eine staubige Straße. Nichts als Felder, so weit das Auge reicht.

Es ist der Anfang der *Shangshan Xiayang*-Bewegung mit dem Ziel, gebildete Jugendliche aufs Land zu schicken, um ihre Mentalität von Grund auf zu verändern.

»In den Sommerferien haben wir das Glück, den Bauern bei der Arbeit zu helfen und uns mit unserer Kunst in ihren Dienst zu stellen«, hat die Direktorin des Konservatoriums angekündigt.

Auch wenn wir auf der Straße stark durchgerüttelt werden – alle sind begeistert, und ich mehr als alle anderen. Endlich werde ich eine Gelegenheit haben, meinen Fehler wiedergutzumachen, meinen Platz in unserer Gemeinschaft wieder einzunehmen, neues Selbstvertrauen zu gewinnen. Ich bin fest entschlossen, ein vorbildliches Verhalten an den Tag zu legen. Ich ertrage es nicht länger, wie eine Ausgestoßene zu leben.

Endlich erreichen wir das kleine Dorf, das uns aufnehmen wird. Wir fahren an einem großen Mao-Porträt vorbei; auf einer



Getreideernte mit der Mao-Bibel, 1967

schwarzen Tafel daneben steht in Kreide eine Maxime des Großen Steuermanns. Das Porträt muss ein wenig begabter Dorfbewohner gezeichnet haben, denn das Original ist kaum wiederzuerkennen. Dann biegen die Lastwagen in die Hauptstraße des Marktfleckens ein, der aus einer lang gestreckten Siedlung von *Siheyuans* besteht. Die Bauern tragen Lumpen, die Kinder sind nackt. Überall gackern Hühner. Nie habe ich solchen Schmutz, solche Armut gesehen.

Für viele von uns ist es die erste Erfahrung mit dem Landleben und ein großer Schock. Auch wenn wir besser behandelt werden als andere Intellektuelle, die wie wir aufs Land geschickt wurden und der Regel des *Sant'ung* (»drei mit«) unterworfen sind – mit den Bauern essen, mit ihnen die Unterkunft teilen und mit ihnen auf dem Feld arbeiten. Auch wir arbeiten vom Morgengrauen bis zum Sonnenuntergang mit ihnen auf dem Feld, schlafen mit ihnen auf ihren großen, verlausten Matratzen, doch unsere Mahl-

zeiten nehmen wir getrennt ein. Die Arbeit ist erschöpfend. Meine Bewunderung für diese Menschen, deren Leben nur aus Feldarbeit besteht, wächst mit jedem Tag.

Bei den abendlichen Versammlungen zur Selbstkritik und Denunziation ziehen wir die Lehre aus dieser Erfahrung. Wir kommentieren die »Reden bei der Aussprache in Yenan über Kultur und Kunst«, Präsident Maos berühmte Schrift von 1942, vor allem den folgenden Absatz, in dem er erklärt:

»Nachdem ich Revolutionär geworden war und unter den Arbeitern, Bauern und Soldaten der revolutionären Armee zu leben begonnen hatte, lernte ich diese nach und nach gut kennen, und auch sie haben mich mit der Zeit kennengelernt. Dann, und erst dann, machte ich mich restlos von der bürgerlichen und kleinbürgerlichen Mentalität frei, die mir in der bürgerlichen Schule anezogen worden war. Wenn ich damals die noch nicht umerzogenen Intellektuellen mit den Arbeitern und Bauern verglich, empfand ich die Intellektuellen als unsauber, die Arbeiter und Bauern aber als die saubersten Menschen, sauberer als die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Intellektuellen, mochten die Hände der Arbeiter und Bauern auch schwarz sein, mochte an ihren Füßen auch Kuhmist kleben.«

Inspiziert von diesen Zeilen, die alle auswendig kennen, diskutieren wir, wie wir uns am besten und auf dauerhafte Weise dem Proletariat anschließen und eine Kunst schaffen können, die den Arbeitern, Bauern und Soldaten konkret nützt.

Am Ende unseres Aufenthalts wird eine *Yiku Sitian*-Sitzung für uns organisiert. Eine Bäuerin wird zu uns kommen, um »die Leiden der Vergangenheit in Erinnerung zu rufen und das heutige Glück der Gegenwart zu beschreiben«. Diese Sitzung, der weitere folgen werden, ist mir unvergesslich geblieben.

Wir sind etwa sechzig und sitzen um einen wackligen Holztisch in einem kleinen, von schmutzigem Neonlicht beleuchteten

Raum. Eine alte Frau gesellt sich zu uns. Sie hat ein runzliges Gesicht, Schwielen an den Händen und winzige Füße. Als sie uns anlächelt, sehe ich, dass sie kaum noch Zähne hat. Wir geben ihr nacheinander die Hand. Für alle hat sie ein freundliches Wort, ein warmes Lächeln. Neugierig erkundigt sie sich nach den Dingen, die wir mitgebracht haben. »Was ist das?«, fragt sie mich und zeigt auf mein kleines Transistorradio.

Wir essen eine unappetitlich aussehende, ungenießbare Suppe, während sie uns ihre Geschichte erzählt.

Sie wurde vor siebzig Jahren geboren. Schon als kleines Kind arbeitete sie von morgens bis abends für einen Landbesitzer, der ihr keinen Lohn und zum Essen nur etwas Kleie gab. Im Winter konnte sie ihre eiskalten Hände und Füße nur in Kuhmist wärmen. Als ihre Mutter eines Tages erkrankte, musste diese trotzdem weiter auf dem Feld arbeiten. Und so musste sie zusehen, wie ihre Mutter beim Pflügen tot umfiel. Einer ihrer jüngeren Brüder starb mit zehn Jahren an Hunger. Sie selbst musste im Alter von sechzehn Jahren eine arrangierte Ehe eingehen. Sie lebte mit ihrem Mann in solcher Armut, dass sie eine ihrer Töchter als Dienstmagd verkaufen mussten.

An diesem Punkt ihrer Geschichte beginnt die alte Frau zu weinen. Sie kann nicht mehr weiterreden. Keiner wagt, etwas zu sagen, alle sind den Tränen nahe. Wie konnte so etwas geschehen? Wir tun unser Bestes, sie zu trösten. Hat sich ihre Lage zum Besseren gewendet? Ja, sagt sie, dank Präsident Mao hat sie heute ein besseres Leben. Sie wird nicht mehr ausgebeutet und jetzt als Mensch gewürdigt. Sie hat dem Großen Steuermann und der Kommunistischen Partei alles zu verdanken. Sie weint nicht mehr, steht auf und ruft mit vor Rührung zitternder Stimme:

»Lang lebe der Vorsitzende Mao!«

Am nächsten Morgen erörtern wir, welche Lehren wir aus diesem Abend ziehen können. Der Bericht der alten Frau hat uns erschüttert. Niemand kann dulden, dass ein Mensch so ausge-

beutet wird; niemand kann bestreiten, dass sich ihre Lage gebessert hat.

Der Zeitpunkt unserer Abreise rückt näher, und wir geben für unsere Gastgeber ein kleines Konzert. Die Nachricht hat sich herangesprochen; unzählige Bauern haben sich gemeinsam spontan auf den Weg gemacht und zum Teil Dutzende von Kilometern zurückgelegt, um uns zu hören. Das Dorf wimmelt von Menschen, unser musikhungriges Publikum spendet tosenden Beifall.

Als wir Abschied nehmen, sind alle überzeugt, dass dieser Aufenthalt uns verändert hat. Die Bauern weinen, als wir auf die Lastwagen steigen, die uns nach Peking zurückbringen. Auch wir sind zu Tränen gerührt und doch zuversichtlich, dass wir dank unserer neuen Erfahrung dazu beitragen werden, die Welt zu verändern und zu verbessern.

Während der Rückfahrt denke ich an alles, was ich in diesem *Shangshan Xiaoxang*-Monat und bei der *Yiku Sitian*-Sitzung gelernt habe. An die harte Feldarbeit, die so wichtig ist, um China ernähren zu können. An die Großzügigkeit der Bauern. Ich bin ganz durcheinander, habe den Eindruck, außerhalb der Realität zu stehen, weil ich nur daran denke, klassische Musik zu spielen, die den Bauern nichts bedeutet. Der Beweis dafür ist, dass wir bei unserem Abschiedskonzert nur ein kleines Stück von Grieg gespielt haben. Sonst stand nur authentische Volksmusik auf dem Programm.

Als einige Wochen später das neue Schuljahr beginnt, mache ich mich wieder auf den Weg ins Konservatorium. Wenn ich Glück habe, ist die Erinnerung an mein Fehlverhalten verblasst. Während der Sommerferien und unseres Aufenthalts auf dem Land ist es zu keiner neuen Katastrophe gekommen. Niemand kann leugnen, dass ich mich vorbildlich benommen habe.



Xiao-Mei zur Zeit der Kulturrevolution. Sie will eine »gute Revolutionärin« werden.

Doch dieser Schulanfang ist anders als zuvor. Statt der Einzelstunden haben wir jetzt Gruppenunterricht, in dem alle Schüler ungeachtet ihres Niveaus dieselben Stücke spielen müssen. Mein neuer Lehrer ist Parteimitglied und von der Leitung des Konservatoriums ernannt worden. Er unterrichtet uns vor allem in chinesischer Musik.

Die Diskussionen während der Versammlungen zur Selbstkritik und Denunziation werden immer belebter. Wir beschäftigen uns hauptsächlich mit zwei Fragen, die uns nicht mehr loslassen: Spielen wir eine Musik, die den Volksmassen nützt, oder ist es Musik für eine Elite? Sollen wir versuchen, das Volk mit klassischer Musik vertraut zu machen, oder eine Musik komponieren und spielen, zu der das Volk unmittelbaren Zugang hat?

Nach und nach wandelt sich mein Denken, es wird immer angepasster. Inzwischen verstehe ich besser, was man von mir erwartet. Ich bin auf dem Weg, eine gute Revolutionärin zu werden, das spüre ich.

Und je mehr ich es spüre, desto unwohler fühle ich mich in meiner eigenen Familie. Ich begreife, dass meine Eltern nie gute Revolutionäre sein werden, und nehme es ihnen übel. Ich neh-

me ihnen ihre schlechte Herkunft übel, die Wurzel meiner Schwierigkeiten. Vater zieht sich immer mehr in sich zurück, spricht nicht mehr. Als einzige Reaktion auf meine Selbstkritik hat er mir auf Anraten der Direktorin des Konservatoriums verboten, Literatur zu lesen. Ich kann nicht umhin, ihm mit Feindseligkeit, ja mit Verachtung zu begegnen. Wenn ich am Sonntag nach Hause komme, bringe ich kein Lächeln zustande. Mutter kocht meine Lieblingsspeisen für mich – nie danke ich ihr. Als sie eines Tages ins Konservatorium kommt, um mich ins Theater mitzunehmen, lehne ich ab. Doch als ich sie davongehen sehe, schnürt sich mir das Herz zusammen. Wie konnte ich ihr so wehtun? Aber habe ich nicht genau das getan, was von mir erwartet wird? Das neue China kann nur entstehen, wenn sich die Kinder »schlechter Herkunft« von ihren Eltern lossagen.

1964 kommt es zu grundlegenden Veränderungen.

Wir sind soeben aus den Winterferien zurückgekehrt. Diesmal haben wir in einer Stahlfabrik gearbeitet, an der Seite der Arbeiter; der Aufenthalt hat uns in dem Gefühl bestärkt, dass wir mit unserer Musik einer schlechten Sache dienen. Die Diskussionen über unsere Rolle in der Gesellschaft werden immer heftiger. Ja, die klassische Musik des Westens ist einer Elite vorbehalten. Gibt es überhaupt Bauern, Arbeiter und Soldaten, denen sie gefällt? Höchstens einer verschwindend kleinen Minderheit. Wir müssen volkstümliche Musik und Lieder spielen, die das Volk schätzt und versteht. Erst dann werden wir unserem revolutionären Ideal gerecht! Nacheinander halten wir flammende Reden:

»Die klassische Musik ist bourgeois, sie wurde nicht für das Volk geschrieben!«

»Beethoven war ein Egoist.«

»Bach hat sein ganzes Leben lang für die Kirche geschrieben. Glaubt ihr vielleicht die Geschichte von Maria, Jesus' Mutter? Nein? Und doch hat er Werke über sie komponiert.«

»Chopin ist sentimental.«

»Und Debussy ein Idealist.«

Nur Mozart entgeht dem Trommelfeuer der Kritik. Ich habe nie verstanden, warum. Ein weiterer Beweis für sein Genie?

Nach ein paar Monaten sind wir alle überzeugt: Von nun an werden wir nur noch echte proletarische Musik spielen, und zwar auf dem Land, in Fabriken und Militärlagern. Ich selbst gehe noch weiter: Ich werde ein neues Leben beginnen, nie wieder Klavier spielen und der Armee beitreten. Endlich eine gute Revolutionärin sein! Die Universitätsstudenten, die aufs Land gezogen sind, werden uns als Vorbild hingestellt. Zu ihnen gehört auch mein Cousin, der jetzt mein Idol ist. Viele Studenten »schlechter Herkunft« brechen die Verbindung zu ihren Familien ab. Eine meiner Kameradinnen hat sich von ihrer Mutter losgesagt und sucht sich in einer Fabrik oder auf dem Land eine neue.

Am Ende des Frühjahrs überstürzen sich die Ereignisse.

Soeben ist das kleine rote Buch erschienen. Die Säuberungen in den literarischen und künstlerischen Milieus nehmen ihren Anfang. Im Sommer schließen wir uns einer weiteren *Shangshan Xia-xiang*-Kampagne an und machen dann einige Wochen Ferien, bevor wir ins Konservatorium zurückkehren. Schon am ersten Tag gibt die Direktorin die jüngsten Anordnungen des Kulturministeriums an uns weiter: Von nun an werden wir keine klassische Musik aus dem Westen mehr spielen. Nur wenige technische Übungen von Czerny und Hanon fallen nicht unter die Zensur!

Wie meine Kameraden bin ich weder überrascht noch traurig. Es ist eine logische Entscheidung; wir waren auf sie vorbereitet. Ein Jahr der »Umerziehung« hat genügt, die meisten der vierhundert Schüler und Lehrer völlig umzustimmen. Alle sind überzeugt, dass mit Bach, Mozart und Beethoven endgültig *Tabula rasa* gemacht werden muss: Wir dürfen nur noch authentische proletarische Musik spielen. Mao kann stolz auf sich sein; ihm ist gelungen, was niemand vor ihm zu träumen gewagt hätte.

Unter diesen Umständen hat das Studium am Konservatorium seinen Sinn verloren, der Unterricht ohne Partituren keine Existenzberechtigung mehr. Mao hat ein »Konservatorium ohne Musik« erfunden. Es gibt nur noch den Allgemeinunterricht und die Versammlungen zur Selbstkritik und Denunziation. Wir diskutieren über die neuen Helden, die das Regime uns als Vorbilder hinstellt, in erster Linie den jungen Modellsoldaten Lei Feng, der nach einem aufopferungsreichen Leben für die revolutionäre Sache 1962 tödlich verunglückte. Wir vertiefen uns in seine Tagebücher und befolgen damit die vom Vorsitzenden Mao ausgegebene Losung »Vom Genossen Lei Feng lernen!«. Wir fragen uns jeden Tag, wie wir es ihm nachmachen könnten, und versuchen, so selbstlos zu handeln wie er. Man sagt, dass Lei Feng seine Kraft aus der unermüdlichen Lektüre von Maos Schriften bezog: Er las sie, bevor er handelte, und brachte es so zu dieser Perfektion. Ich bin überwältigt: Lei Feng ist in mein Leben getreten!

Jetzt werden neue Methoden zur gegenseitigen Kontrolle eingeführt. Für das Regime bedeutet der relative Müßiggang von Hunderten größtenteils bourgeoisen Musikern nach wie vor eine Gefahr. Jeder von uns muss mit einem anderen ein »rotes Binom« bilden, bei dem man sich wechselseitig kritisiert, um Fortschritte zu machen. Diese Zweiergruppen werden nach sorgfältiger Auswahl aus guten und weniger guten Revolutionären zusammengestellt, die ständig ausgewechselt werden, um Absprachen zu verhindern.

Aufgrund des Verbots westlicher Musik wird die Situation am Konservatorium schnell unhaltbar. Im Herbst beschließen die Lehrer, gemeinsam neue Werke zu komponieren, damit wir überhaupt etwas zu spielen haben!

Die in wenigen Wochen entstandenen Stücke sind von Szenen aus dem Leben der Bauern, Arbeiter und Soldaten inspiriert. Zu ihnen gehören *Der kleine Schafhirte*, *Die Wiederaufnahme der*

Schießübungen und *Der Tanz des Weizens*. *Die Wiederaufnahme der Schießübungen* ist das Amüsanteste von allen.

Es sind ungeheuer komplizierte Partituren: Sie basieren auf der Fünftonmusik, so dass wir gezwungen sind, große Teile unserer Technik neu zu erarbeiten. Im »Konservatorium ohne Musik« sind monatelang nur diese Werke zu hören, die Hunderte von Schülern zur gleichen Zeit spielen.

Auch beschließt die Direktion, uns in Tanz und Theaterspiel zu unterrichten, damit wir uns an *Yanbanxi*-Aufführungen beteiligen können. Madame Mao, deren politische Macht ständig zunimmt, hat diese »Modellstücke« in Auftrag gegeben. Mit ihnen will sie das musikalische Vakuum füllen, das durch das Verbot westlicher Werke entstanden ist. *Yanbanxi* beherrschen nun die Programme aller Konzerte in China – sei es auf der Bühne, in Militärlagern, Fabriken oder auf dem Land. Die Schüler am Konservatorium haben die Pflicht, sie populär zu machen. Für mich ist es die reinste Qual. Ich bin in meinen Bewegungen äußerst ungeschickt und muss doch tanzen, singen, rezitieren und Klavier spielen. Wieder wird heftige Kritik an mir geübt: Wenn ich nicht tanzen kann, liegt es an meinem mangelnden Gespür für das Proletariat.

Es versteht sich von selbst, dass unter diesen Umständen jeder künstlerische Ehrgeiz, jeder Wunsch nach Erfolg verschwindet. Musik ist zu einer Nebensache geworden, jetzt zählt allein die politische Überzeugung.

Ende 1964 wird die Parole zur Intensivierung des Klassenkampfes ausgegeben. Mao fordert die Jugend auf, ihn nicht zu vergessen. Zum ersten Mal taucht das Wort »Kulturrevolution« auf.

Das Jahr 1965 vergeht zwischen dem monotonen Leben im »Konservatorium ohne Musik« und den immer häufigeren *Shangshan Xiayang*-Kampagnen auf dem Land, in Fabriken und Soldatenlagern. Hinter der scheinbaren Ruhe zieht ein Sturm auf.

DIESES KLAVIER WURDE DURCH AUSBEUTUNG DES VOLKES ERWORBEN

*Intellektuelle, Revolutionäre, es ist an der Zeit,
gemeinsam in den Kampf zu ziehen.*

Wandzeitung von 1966

*Der Osten ist rot,
die Sonne ist aufgegangen,
China hat einen Mao Zedong geboren.
Er hat sich dem Wohle des Volkes verschrieben,
Hurra, er ist des Volkes großer Retter.*

LI YOUYUAN, Der Osten ist rot

Eines Morgens im Juni 1966 ist die Musik, mit der wir im Morgenrauen geweckt werden, lauter als sonst. Ich schreke aus dem Schlaf hoch, ohne Schlimmes. Wir müssen uns auf der Stelle in der großen Aula einfinden.

»Lehrer, Arbeiter und Studenten«, sagt die Direktorin, während ein Artikel aus der Tagespresse an uns verteilt wird. »Wir haben soeben eine wichtige Information erhalten. Nehmt sie sofort zur Kenntnis. Wir müssen darüber sprechen.«

Der Artikel ist die Wiedergabe eines *Dazibao**, einer Wandzeitung, die eine gewisse Nieh Yuanzi, Dozentin für Philosophie an der Beida-Universität, der großen Universität von Peking, geschrieben und vor wenigen Tagen angeschlagen hat. Mit schar-

* Es handelt sich um eine Wandzeitung in großen Schriftzeichen. Die *Dazibaos* zählen während der Kulturrevolution zu den üblichen Waffen der Denunziation.

fen Worten bezichtigt sie den Rektor der Universität und die Peking Stadtverwaltung des Revisionismus. Sie fordert das chinesische Volk auf, zur Verteidigung der Kulturrevolution zu den Waffen zu greifen.

Alle sind wie betäubt. Die Revolution ist in Gefahr! Anschließend versammeln wir uns andernorts, um Nieh Yuanzis Artikel gründlich zu studieren.

Sobald sich jemand zu Wort meldet, zittere ich vor Angst: Man wird mich anklagen, das ist sicher! Vater hat mir etwas Wichtiges verschwiegen, das wird sich jetzt herausstellen; ich stehe wieder am Rand der Katastrophe! Dann rufe ich mich zur Vernunft. Ich muss Vertrauen zu Mao haben, er hat recht, unbedingt recht! Daran gibt es keinen Zweifel!

An diesem Tag habe ich meine Rettung einem Menschen zu verdanken, der im Gegensatz zu mir ein »großer Fisch« ist, nämlich der Direktorin des Konservatoriums. Die Wortführer unter den Studenten beschuldigen sie, ebenfalls eine Revisionistin und Konterrevolutionärin zu sein. Das Konservatorium spaltet sich in zwei Lager: in ihre Verteidiger und ihre Gegner. Ich schlage mich sofort auf die Seite ihrer Verteidiger, denn wie könnte diese Frau, die mich meine Selbstkritik schreiben ließ und uns auf allen *Shangshan Xiayang*-Kampagnen begleitet hat, gegen Präsident Mao sein?

Die Erklärung liegt auf der Hand: Die Kader am Konservatoriums haben uns zu Bourgeois erzogen und von den lebendigen Kräften des neuen China – den Bauern, Soldaten und Arbeitern – getrennt. Sie haben uns sentimentale Werke spielen lassen, die aus uns Egoisten mit elitärer Gesinnung gemacht haben. Wir haben den Klassenkampf vergessen, uns über das Proletariat gestellt und gefährden das eigentliche Ziel der Revolution: den Unterdrückten zu neuer Würde und neuem Glück zu verhelfen. Wir sind zu Feinden der Revolution und damit zu Feinden des Volkes erzogen worden.

Haben sie nicht recht? Ich denke an die alte Bäuerin, die in ihrer Jugend so gelitten hat und dem Vorsitzenden Mao ihr neues Leben verdankt. *Sie* ist es, von der wir uns noch immer distanzieren, und schuld daran sind unsere Lehrer mit ihrer Bewunderung für ausländische Komponisten. Ist diese Frau nicht wichtiger als alles andere?

Die Stimmung wird immer erregter. *Dazibaos*, Denunziationen, Beleidigungen, Beschimpfungen: Die radikalen Studenten reißen immer mehr Macht an sich, indem sie das angespannte Klima durch immer neue Veranstaltungen anheizen. Es sind meist Kinder hoher Funktionäre, die ihre Aufnahme am Konservatorium weniger ihrer musikalischen Begabung als ihrer politischen Einstellung verdanken. Auch wenn sie sich im Allgemeinunterricht hervorgetan haben, genießen sie mit ihrer mittelmäßigen Begabung als Instrumentalisten bei unseren besten Musiklehrern kein besonderes Ansehen.

Es sind diese Lehrer, die als Nächste aufs Korn genommen werden.

Wir müssen uns auf dem Sportplatz versammeln. Als ich dort eintreffe, sehe ich einige unserer Lehrer auf der Aschenbahn knien. Sie sind von Roten Garden* umringt. »Kameraden, hier sind die Schuldigen!«, schreit ein Rotgardist.

Dann wendet er sich an sie:

»Ihr, die bourgeoisen Intellektuellen, seid schuld, dass das Konservatorium die Revolution verrät. Ihr habt es zu einem elitären Tempel gemacht. Ihr habt es zu verantworten, dass eine Schülerin Selbstmord begehen wollte!«

Mir bleibt das Herz stehen. Jetzt wird er mich auffordern, aus der Menge herauszutreten! Aber nein, er setzt die Litanei seiner Beschimpfungen fort. Ich atme erleichtert auf, während die Ro-

* Offiziell wird diese Bewegung am 18. August gegründet; hier handelt es sich um radikale Studenten, die später zu Rotgardisten werden. Siehe nächstes Kapitel. (Anmerkung der Autorin)

ten Garden die Lehrer zur Selbstkritik zwingen. Vor unseren Augen müssen diese sich immer tiefer nach vorn neigen. Wenn einer von den Ältesten sich aufrichten will, wird er durch einen Schlag in den Nacken zurück auf den Boden geschleudert.

»Das genügt nicht! Du bist oberflächlich! Du verheimlichst uns etwas. Nenne uns Einzelheiten!« Einer nach dem anderen wird auf diese Weise angeschrien.

Dann eskaliert die Gewalt: Die Rotgardisten schwingen ihre Gürtel und peitschen auf die am Boden liegenden Lehrer ein. Die Messingschnallen hinterlassen Schrammen, Kratzer, Schnitte ...

Ich beobachte die Männer und Frauen von Weitem. Die meisten bluten. Ein Geigenlehrer hat eine offene Wunde am Kopf; er ist blutüberströmt. Ich habe Angst, er könnte sterben. Ich habe Angst, und doch schäme ich mich für diese Angst. Um nicht den Mut zu verlieren, denke ich an das von Unterdrückung gezeichnete Gesicht der alten Bäuerin. Die Revolution verlangt, dass wir uns zwischen den Klassen entscheiden. Ich entscheide mich für das Lager der Unterdrückten und gegen die Bourgeois und Kleinbürger. Das Blutvergießen stößt mich ab, doch die Zukunft des neuen China verlangt diesen Preis.

Das Blutbad geht weiter. Jede Selbstkritik endet mit Schlägen, mit Wunden.

»Er ist schuldig«, erklärt ein Rotgardist.

»Er ist schuldig«, wiederholen wir im Chor und rufen mit geballten Fäusten: »Lang lebe Mao, lang lebe die Revolution!«

Ich sehe Meister Pan in der Menge. Er ist noch zu jung für die Aschenbahn, doch vielleicht ahnt er, dass auch sein Moment kommen wird. Die Veranstaltung ist zu Ende. Die Rotgardisten überschütten jeden Lehrer mit Tinte, dann mit Mehl und Wasser, dann lassen sie alle an uns vorüberziehen, während wir jubeln:

»Lang lebe der Vorsitzende Mao, lang lebe die Revolution!«

In den nächsten Tagen nimmt die Gewalt noch zu. Wir wüten gegen unsere Lehrer, schreiben eine Wandzeitung nach der anderen, erheben jeden Tag neue Anklagen, ob wir Beweise haben oder nicht: »Unsere Lehrer sind schuld an unserer schlechten Erziehung!« »Der Vater unseres Russischlehrers war Chiang Kaisheks Übersetzer!«

Jetzt bleibt auch Meister Pan nicht länger verschont. In mehreren *Dazibaos* wird Kritik an ihm geübt. »Pan Yiming hat uns zu Bourgeois erzogen. Er hat uns zu sich eingeladen und uns bourgeoises Essen vorgesetzt. Er hat uns auf Reisen mitgenommen.« »Pan Yiming hat uns Chopins *Zweite Ballade* spielen lassen und gesagt, dass sie von einem Gedicht des Polen Adam Mickiewicz inspiriert wurde. Obwohl dieser ein intellektueller Bourgeois war, hat er ihn nicht kritisiert.« Wir schreiben so viele *Dazibaos*, dass sie meist nur einen Tag angeschlagen bleiben, weil an den Wänden kein Platz mehr ist.

Dann sehen wir unsere Lehrer den ganzen Tag über im Innenhof des Konservatoriums auf und ab gehen oder die Toiletten reinigen. Die Ältesten stehen im Verdacht der Kollaboration mit dem alten Regime und müssen die schlimmsten Demütigungen einstecken. Sie wagen nicht mehr, mit uns zu sprechen, gehen uns aus dem Weg. Und wir grüßen sie nicht einmal mehr. Wenn ich Meister Pan über den Weg laufe, tue ich, als würde ich ihn nicht kennen ... Inzwischen weiß ich, dass alles, was er mich gelehrt hat, nichts ist im Vergleich zu dem Bösen, das er mir zufügte, indem er mich zu einer Intellektuellen erzog.

Einige überleben es nicht. Zwei Klavierlehrerinnen des Konservatoriums von Shanghai, Gu Shengying und Li Cuizhen, nehmen sich wie viele andere chinesische Intellektuelle das Leben.

Nachdem Gu Shengying in der Öffentlichkeit geschlagen und gedemütigt wurde, bringt sie sich zusammen mit ihrer Mutter und ihrem Bruder um. Sie öffnet den Gashahn, setzt sich ans

Klavier und spielt Chopins *Sonate funèbre*. Die Nachricht von ihrem Tod ist ein schwerer Schock für mich. Denn sie spielte bei dem ersten Konzert meines Lebens: Eine zarte, wunderschöne Frau, die Chopins *Scherzos* an jenem Abend so leicht, flüssig und einfach spielte. Ich hatte ihr zugehört und mir vorgenommen, eines Tages so zu spielen wie sie!

Dann nimmt sich jene andere berühmte Pianistin, Li Cuizhen, das Leben. Als Kind wurde ich oft gefragt: »Kennst du die Pianistin, die als einzige Chinesin Beethovens zweiunddreißig Sonaten und Bachs gesamtes *Wohltemperiertes Klavier* im Repertoire hat?« Es war Li Cuizhen, unser aller Vorbild, die ihr Leben der Musik geweiht hatte. Nun zieht sie ihr schönstes Kleid an, in dem sie so viele wunderbare Konzerte gegeben hat, und begeht Selbstmord.

Warum hat sich diese große Künstlerin geweigert, mit uns allen den Weg zum Sozialismus zu beschreiten? Warum hat sie Präsident Mao nicht vertraut? Ihre Geste ist zweifellos ein Beweis für ihre Feigheit. Tagtäglich, bei jeder Versammlung, bei jeder Selbstkritik wird uns eingebläut, die Revolution sei in großer Gefahr, der Klassenkampf müsse weitergehen, sonst würden die Veräter des Proletariats die alte Ordnung wiederherstellen. Und ich mit meinen sechzehn Jahren kann nicht anders, als ihnen zu glauben. Eine Frage des Überlebens, sicherlich, aber es geht auch um Ideale: In meinem Alter möchte man sich mit Leib und Seele einer großen Sache verschreiben. Ist das Glück des Proletariats etwa keine große Sache?

Die Zustände im Konservatorium nehmen so chaotische Formen an, dass sich das Zentralkomitee zum Eingreifen entschließt. Ich stehe in der ersten Reihe vor dem Eingang des Gebäudes, als etwa zwanzig Soldaten erscheinen, mit dem Befehl, die Ordnung wiederherzustellen. Wir empfangen sie mit lautem Applaus und begeisterten Rufen. Die Armee ist mein Vorbild. Ich verehere die

Soldaten, die *Chushen Hao*, »guter Herkunft«, sind, dazu mutig, aufopferungswillig und selbstlos. Ihre Uniformen beeindruckten mich. Und wie andere Schüler, die wir eher Mitläufer als Anführer sind, bin ich erleichtert, dass die Armee endlich die Verantwortung für das Konservatorium übernimmt; für uns stellt das eine Ehre dar.

Wir werden in die große Aula bestellt. Ein Soldat mahnt uns zur Vernunft:

»Hier muss sofort Ordnung einkehren! Ihr Studenten seid nicht allein für die Revolution verantwortlich!«

Ein Anschein von Ruhe ist zurückgekehrt. Jede Klasse wird der Aufsicht eines Soldaten unterstellt. Um den Eifer der radikalen Studenten zu bremsen, werden diese über Einzelheiten ihrer Aktivitäten in den »vergangenen siebzehn Jahren« ausgefragt – der Ausdruck nimmt Bezug auf die Zeit nach 1949.

Doch die Ruhe ist nicht von langer Dauer. Eine neue Spaltung zeichnet sich ab, diesmal zwischen Anhängern und Gegnern der Soldaten. Für die Gegner ist die Intervention der Armee eine konterrevolutionäre Handlung. In einem Brief an Madame Mao beschuldigen sie die Armee, die Revolution unterdrücken zu wollen. Mao ergreift Partei für die Studenten und verlangt, sie nicht länger zu ihrer Haltung in den »vergangenen siebzehn Jahren« zu befragen – von nun an zählt allein ihre positive Einstellung zur Revolution. Ein paar Tage später müssen die Soldaten auf Befehl des Zentralkomitees das Konservatorium räumen.

So verliere ich einen Bezugspunkt nach dem anderen, nach der Direktorin die Armee ... Ich verstehe absolut nichts von der Revolution, nichts vom Klassenkampf! Ich bin es leid, immer im falschen Lager zu sein, jeden Kampf zu verlieren, ständig zu versagen. Für meine Freunde hat Mao immer recht. Es ist am besten, ihm zu gehorchen, auch wenn wir seine Absichten nicht sofort durchschauen. Also gehorchen wir. Es ist die sicherste, die einzige Möglichkeit, wieder Mut zu fassen. Wir müssen nach vorn

schauen, auf Musik verzichten, Präsident Maos Aufruf folgen, die Führung der Revolution übernehmen ...

Der Abzug der Soldaten macht den Weg für die Tragödie frei.

Ende Juli werden auf Anordnung des Kulturministeriums alle Kurse am Konservatorium eingestellt. Das »Konservatorium ohne Musik« wird zum »Konservatorium ohne Unterricht«.

Bald darauf kommt die Ankündigung, dass Mao auf dem Platz des Himmlischen Friedens eine Grundsatzrede halten wird. Hunderttausende rasender Jugendlicher schwenken das kleine rote Buch in der Hand, als eine Gruppe Studenten dem Vorsitzenden Mao eine rote Armbinde mit der Aufschrift »Rote Garde« übergibt. Damit hat er dieser Bewegung offiziell seinen Segen gegeben. Die radikalsten Schüler des Konservatoriums glauben, sie hätten mit Maos vorbehaltloser öffentlicher Unterstützung die Macht übernommen.

Ihre ersten Opfer sind die *Chushen Bubao*. Anfangs verhalte ich mich möglichst unauffällig, bis mir bewusst wird, dass die Roten Garden gar kein Interesse an mir haben. Mutter Zheng, der Mann, der uns wie seine Kinder behandelt hat, ist ihnen eine willkommener Beute.

Die fanatisierten Studenten gehen zum Krankenrevier, wo Mutter Zheng uns seit jeher medizinisch versorgt. Sie zwingen ihn, sich hinzuknien, verhöhnen ihn:

»Was hast du in Indonesien gemacht, du dreckiger Hund? Warum bist du nach China zurückgekommen? Warum hast du dein Vermögen dem Konservatorium vermacht, elender Bourgeois? Du bist ein Spion!«

Der alte Mann weiß nichts zu antworten. Er weint stumm vor sich hin.

In derselben Nacht bricht ein Gewitter über Peking herein; Donner, Blitze, Wind und Regen lassen uns nicht schlafen.

Wir liegen in unseren Betten und lauschen dem Gewitter, sa-

gen kein Wort. Wir sind beieinander, und doch ist jede für sich allein.

Am nächsten Morgen erfahren wir, dass Mutter Zheng sich an einem Baum gegenüber dem Krankenrevier erhängt hat.

Wir wagen nicht, einander anzusehen, aber jeder denkt an das Gewitter – ein Zornesausbruch des Himmels! Erinnerungen an Mutter Zheng gehen mir durch den Kopf: Er massiert mir die Hände, als ich elf Jahre alt bin, er gibt mir ein Glas mit warmem Wasser, das mir guttut. Wie oft hat er mich getröstet! Ich spüre, dass etwas Schreckliches geschehen ist.

Und doch kann ich zu diesem Zeitpunkt meines Lebens zwischen Schuld und Unschuld, zwischen Opfer und Henker nicht mehr unterscheiden. In Gedanken frage ich Mutter Zheng: Warum hast du Präsident Mao nicht vertraut? Warum hast du wie Gu Shengying und Li Cuizhen den Mut verloren?

Ein paar Tage später heult um zwei Uhr morgens die Sirene des Konservatoriums los und reißt uns brutal aus dem Schlaf. Wir müssen uns auf der Stelle in der großen Aula versammeln. Diesmal ist einer meiner Kameraden, der Fagottist Cunzhi, auf der Bühne. Es ist gefesselt und von sechs Rotgardisten umringt: fünf Mädchen und ein junger Mann, die schon vor unserer Ankunft mit dem Gürtel auf ihn eingeschlagen haben. Sie warten, dass sich die Aula füllt. Es herrscht absolute Stille. Jetzt ergreift ein Mädchen das Wort:

»Kameraden, es ist etwas Schwerwiegendes vorgefallen. Dieser Hund von Cunzhi hat versucht, gegen das Regime zu kämpfen. Wir haben ein Gewehr und die Fahne der Kuomintang bei ihm gefunden!«

Bei diesen Worten wird er von den Rotgardisten mit Füßen getreten.

»Ich bin unschuldig, ich weiß nicht, was ihr von mir wollt, ich bin ein treuer Anhänger des Vorsitzenden Mao«, röchelt Cunzhi.



Mao Zedong bei einer Kundgebung, 1968

Sobald er absteigt, treten sie ihn mit Füßen, schlagen mit Gürteln auf ihn ein. Er hat keine Stimme mehr, um noch zu protestieren. Schließlich schleifen ihn die Rotgardisten an den Armen aus der Aula. Zum Glück tritt ein linientreuer Student dazwischen, der Posaunist Dapeng:

»Lasst von ihm ab, sonst stirbt er.«

Die Rotgardisten schicken uns in die Schlafsäle zurück. Wir sind wie versteinert und können nicht wieder einschlafen. Wer wird verdächtigt? Und wer nicht? Ich denke die ganze Nacht an meine Familie, an ihre Vergangenheit.

Im Morgengrauen eile ich nach Hause.

»Mutter, haben wir hier ein Gewehr?«

Sie kann meine Frage nicht verstehen.

»Willst du jemanden umbringen?«

Ich gebe nicht nach:

»Mutter, haben wir hier etwas versteckt, das uns gefährlich werden könnte?«

Jetzt erzähle ich ihr, was im Konservatorium vorgefallen ist.

Ich habe Angst, die Rotgardisten könnten mir gefolgt sein. Mutter sagt mir, dass Vater in der Universität unter polizeilicher Aufsicht festgehalten wird.

Wir schweigen einen Moment. Unsere Gedanken kreuzen sich.

»Wir haben uns nichts vorzuwerfen, Xiao-Mei«, sagt sie. »Aber das Klavier könnte uns in Gefahr bringen. Wir müssen uns von ihm trennen.«

Ich bin einverstanden: Wir müssen mit diesem Symbol der Vergangenheit brechen. Es zu behalten, hat keinen Sinn, seinetwegen dürfen wir unser Leben nicht aufs Spiel setzen.

Mutter geht auf die Straße hinunter und fragt die ersten Rotgardisten, die ihr begegnen, ob sie ihr behilflich sein könnten, das Instrument so schnell wie möglich wegzuschaffen. Sie begleiten sie in unsere Wohnung und nehmen es in Augenschein.

»Kommt nicht in Frage«, sagen sie. »Es interessiert uns nicht.«

Für sie ist es wertloser Müll und zu schwer zu transportieren. So bleibt uns nichts anderes übrig, als es mit alten Decken einzuhüllen, damit es wie ein Kastenmöbel aussieht. Eine Decke, eine zweite, eine dritte. Je mehr wir es verbergen wollen, desto größer kommt es mir vor. Als Klavier ist es unkenntlich gemacht, doch es ist auffälliger denn je. Aus Vorsicht bringen wir auch an ihm ein *Dazibao* an:

»Dieses Klavier wurde durch Ausbeutung des Volkes erworben, das für uns Schweiß und Blut vergossen hat. Wir wollen es dem Volk zurückgeben.«

Kurz darauf, Ende August 1966, kommt es zu neuen schweren Ausschreitungen. Die *Volkszeitung* hat einen Appell an die Roten Garden gerichtet: »Stöbert jeden Einzelnen der alten Parasiten und Blutsauger des Volkes in ihren dunklen Verstecken auf!« Jetzt habe ich die Gewissheit: Im Konservatorium haben mich die Rotgardisten in Ruhe gelassen, aber sie werden mich zu Hause abholen.

BACHS KLEINE RAUCHFAHNE

*Eine Revolution ist kein Gastmahl ...
Die Revolution ist ein Aufstand, ein Gewaltakt,
durch den eine Klasse eine andere Klasse stürzt.*

MAO ZEDONG

Ich bin mit Mutter, Großmutter und meinen zwei kleinen Schwestern in der Wohnung, als am späten Nachmittag draußen Lärm zu hören ist. Jemand trommelt an die Tür. Wir zucken zusammen, sehen uns ängstlich an. Ich gehe öffnen und stehe vier Rotgardisten gegenüber.

»Dein Vater ist ein Verbrecher. Er wird in der Universität gerade einem Verhör unterzogen und hat bereits gestanden. Ab heute hat er keine Rechte mehr. Habt ihr hier etwas versteckt?«

Mutter verneint.

»Du lügst.«

Die Rotgardisten kommen herein, starren jede Einzelne von uns an und beginnen schweigend mit der Durchsuchung der Wohnung. Wir stehen wie versteinert da, stumm, abwartend.

»Gehört das euch?«

Wie sollten diese Briefe und Familienurkunden nicht uns gehören? Die Roten Garden nehmen sie an sich: Sie könnten ihnen bei späteren Ermittlungen nützlich sein. Durch diesen ersten Handstreich mutig geworden, beschlagnahmen sie auch unser Sporbuch.

»Und was ist das?«

Einer der Rotgardisten hält einen kleinen Flakon in der Hand.

Seit ihrer Jugend bewahrt Mutter ein bisschen Pariser Parfum darin auf; sie hat es nie mehr benutzt. Es ist so alt, dass es sich dunkelbraun verfärbt hat.

»Ich habe dich gefragt, was das ist!«, wiederholt der Rotgardist.

Mutter antwortet noch immer nicht. Der Rotgardist schüttet den Inhalt des Flakons aus und wirft ihn dann gegen die Wand. Er zerspringt in tausend Stücke. Sie fallen auf den Boden, ein angenehmer Duft verbreitet sich.

»Habt ihr Bücher?«

Nein, wir haben keine Bücher. Aus Vorsicht haben wir alle weggeworfen, bis auf den Band *Piano Music Masterpieces* aus meiner Kindheit, den Mutter im Klavierhocker versteckt hat. Einer der Rotgardisten wendet sich jetzt an meine Schwester Xiaoyen:

»Du rührst Klebstoff an! Ihr werdet ihn brauchen, um dies hier anzuschlagen.« Er zeigt auf ein *Dazibao*, das sie mitgebracht haben. »Es betrifft deinen Hund von Vater!«

Das übersteigt Mutters Kraft, sie wird ohnmächtig. Bevor die Rotgardisten gehen, schleudern sie uns entgegen:

»Wir kommen morgen wieder. In eurem Interesse sollte die Wandzeitung dann angeschlagen sein!«

Am Abend gehe ich mit meinen Schwestern nach unten, um das entehrende Plakat, das unseren Vater anklagt, an der Hauswand anzubringen. Als wir zurückkommen, sprechen Mutter und Großmutter gerade mit unseren Nachbarn Guan. Es sind einfache Menschen, Arbeiter in einer Schuhfabrik. Sie haben den Auftritt der Roten Garden mitbekommen und sich erst nach Sonnenuntergang zu uns getraut.

»Herr Zhu kann unmöglich ein Spion sein«, sagen sie zu Mutter. Und dann zu uns Kindern, ratlos: »Euer Vater ist ein guter Mensch. Wie kann man ihn solcher Dinge beschuldigen?«

Sie reden bis spät in die Nacht. Als sie gehen, habe ich das Gefühl, dass der Besuch und das Gespräch meiner Mutter gut-

getan haben. Von nun an kommen die Guan jeden Tag zu ihr, reden ihr gut zu, retten sie mit ihrem Lächeln vor der Verzweiflung. Heute glaube ich, dass Mutter ohne sie vielleicht wie Mutter Zheng gehandelt hätte.

Am nächsten Tag gehen die Demütigungen weiter. Wir stehen am Fenster und beobachten, wie sich die Menschen vor unserem *Siheyuan* scharen, um das *Dazibao* zu lesen. Sie sehen zu unseren Fenstern hoch, einige zeigen mit dem Finger auf uns, dann gehen sie wieder davon. Wir trauen uns nicht mehr auf die Straße. Am Nachmittag überlegen meine Schwestern und ich gerade, wie wir das *Dazibao* entfernen könnten, als draußen neuer Lärm losbricht. Die Roten Garden sind zurück. Diesmal nehmen sie sich Großmutter vor:

»Zu welcher Klasse gehörst du?«

»Zur Bourgeoisie«, antwortet sie gelassen.

»Und woher kommst du?«

»Aus Shanghai.«

»Dann musst du dahin zurückkehren. *Chushen Buhao* müssen Peking verlassen. Sie sind eine Gefahr für Präsident Mao. Wir wollen dich morgen früh nicht mehr hier sehen!«

Ich versuche mit allen möglichen Argumenten zu vermitteln, erkläre ihnen, dass wir kein Geld für eine Zugfahrkarte haben, weil sie gestern unser Sparbuch beschlagnahmt haben.

»Sieh zu, wie du zurechtkommst. Wir sind morgen früh wieder da. Es ist besser für sie, wenn sie dann nicht mehr hier ist.«

Nachdem sich die Tür hinter ihnen geschlossen hat, sind wir eine Zeit lang still. Dann sagt Großmutter:

»Es ist am besten, wenn ich euch verlasse. Ich werde nach Shanghai fahren und irgendwann zurückkommen. Sonst geschieht morgen etwas Schreckliches. Xiao-Mei und Xiaoyin, ihr müsst versuchen, mir eine Fahrkarte zu besorgen.«

Die Fahrkarte nach Shanghai kostet zwölf Yuan. Meine

Schwester Xiaoyin und ich sind den ganzen Abend mit dem Fahrrad unterwegs, um bei Freunden die erforderliche Summe aufzutreiben. Und wer leiht sie uns? Die Mitschülerin vom Konservatorium, die mich in ihrem Brief an Mao erwähnt hat. Und sie tut es unter einer Bedingung:

»Du musst Mao vertrauen. Wir sind zu jung, um zu wissen, ob deine Großmutter oder deine Eltern schuldig sind oder nicht. Nur Mao weiß es.«

Als wir gegen Mitternacht nach Hause kommen, ist mein Vater zurück. Man hat ihn am späten Abend gehen lassen. Er hüllt sich wie immer in Schweigen, sagt nur:

»Wir können nichts tun!«

Beim Aufwachen am nächsten Morgen sehe ich, dass Großmutter sich sorgfältig frisiert und ihr schönstes Kleid angezogen hat. Sie fängt meinen erstaunten Blick auf. Dazu muss ich sagen, dass ich mich als echte Revolutionärin in den letzten drei Monaten kaum gewaschen habe, uralte Jacken und Hosen trage und unflätige Wörter im Mund führe, deren Sinn ich meistens gar nicht verstehe.

»Weißt du, Xiao-Mei«, sagt sie mit einem angedeuteten Lächeln, »die Menschen mögen keinen Respekt vor mir haben, aber ich respektiere mich selbst.« Und sie fügt hinzu: »Mach dir keine Sorgen um mich. Sieh doch, sie haben mich nicht geschlagen und mir für die Reise kein Schild umgehängt. Zum Glück kenne ich viele Menschen in Shanghai. Ich werde dort nicht allein sein. Seid beruhigt, wir werden uns bestimmt wiedersehen.«

Ich begleite sie zum Bahnhof. Ihre Charakterstärke beeindruckt mich. An ihrer Seite fühle ich mich schwach und unfähig, sie zu beschützen. Auf dem Bahnsteig lächelt sie mich an:

»Ich habe ein gutes Leben gehabt. Ich Sorge mich mehr um euch.«

Dann steigt sie in das überfüllte Abteil. In China umarmt man

sich nicht, auch in den schmerzhaftesten Momenten versucht man, seine Gefühle zu verbergen. Wir sagen uns einfach Lebewohl. Der Zug fährt ab, sie entschwindet in der Ferne.

Als ich nach Hause komme, ist das entehrende *Dazibao* nicht mehr da. In der Wohnung unterhalten sich unsere Nachbarn Guan mit Mutter. Sie haben sich etwas einfallen lassen, um das Plakat verschwinden zu lassen, und wollten uns damit überraschen. Ein sechsjähriger Junge aus ihrer Bekanntschaft hat es ganz einfach abgerissen. In seinem Alter kann man ihm keinen Vorwurf daraus machen, und wäre er erwischt worden, hätte man keine Verbindung zwischen uns herstellen können, weil wir ihn nicht kennen. Am nächsten Tag wirkt Mutter schon viel ruhiger.

In Peking herrscht nackter Terror. Die Roten Garden gehen gegen alle vor, die auch nur im Entferntesten die alte Ordnung repräsentieren. Jeder ehemalige Kleinhändler wird als kapitalistischer Blutsauger bezeichnet. Ganze Familien werden in ihre Heimatdörfer zurückgeschickt. Viele müssen ein Schild mit der Aufschrift »schlechter Herkunft« um den Hals tragen. Anderen wird der Kopf zur Hälfte geschoren, um sie zu stigmatisieren. Frauen werden geschlagen, nicht von den Rotgardisten, sondern von ihren eigenen Söhnen, die man dazu zwingt. Und es kommt noch schlimmer ...*

Zu Beginn des neuen Schuljahrs im September 1966 ergeht ein Befehl der Rotgardisten an die Schüler des Konservatoriums:

* Die Bilanz der Kulturrevolution beläuft sich auf viele Millionen Tote (auch wenn bis heute noch keine exakten Angaben vorliegen). Ähnliche Vorgänge wie in Peking wiederholen sich in ganz China, von Mao hinter den Kulissen inszeniert. Dieser befürchtet, seine Macht zugunsten seiner beiden politischen Rivalen Liu Shao-chi, des »chinesischen Chruschtschow«, und Deng Xiao-ping zu verlieren, die ihn für die katastrophalen Folgen des »Großen Sprungs nach vorn« verantwortlich machen und ebenso für die anschließende Hungersnot, der zwischen zwanzig und dreißig Millionen Menschen zum Opfer fielen. (Siehe auch John Fairbank, *Geschichte des modernen China, 1800–1989*, München 1991, und Simon Leys, *Essays sur la Chine*, Paris 1998)

»Liefert alle eure Schallplatten und Partituren bei uns ab!«

Ein Kamerad fragt sie, was sie damit machen werden. »Wir verbrennen sie.«

Plötzlich fällt mir ein, dass ich im Nebengebäude des Konservatoriums ein paar persönliche Dinge zurückgelassen habe. Am Eingang laufe ich meinem Kameraden Dapeng in die Arme. Er hält mich an.

»Wohin willst du? Weißt du nicht, was los ist? Seit einer Woche werden hier Leichen deponiert.«

In selben Moment nehme ich den Gestank wahr. Er ist so unerträglich, dass mir fast übel wird. Ich starre ihn an, bringe kein Wort hervor.

»Sieh doch nach, wenn du mir nicht glaubst«, sagt er.

Ich bleibe wie angenagelt stehen.

Dapeng erklärt mir, dass alle Probenräume mit Leichen gefüllt sind. Weil das Krematorium nur dienstags arbeitet und in ganz Peking überall Leichen herumliegen, haben die Roten Garden das Nebengebäude des Konservatoriums in eine riesige Leichenhalle verwandelt.

»Einige von ihnen sind noch nicht tot, sie liegen im Sterben«, fügt er hinzu. »Manche mussten auf Befehl der Roten Garden ihre Pelzmäntel anziehen, bevor sie erschossen wurden. Das erklärt den Gestank.«

Das ist mehr, als ich ertragen kann. Ich ergreife die Flucht.

Alles brennt! Heute die Körper, morgen der Geist.

Ich stelle mir den Scheiterhaufen vor, auf dem die Roten Garden gerade unsere Schallplatten und Partituren verbrennen. Ein leichter Rauch steigt zum Himmel. Bach, Mozart und Beethoven erheben sich in die Lüfte.

Doch die Rotgardisten haben recht. Es muss sein! Denn Mao hat gesagt: »Eine Revolution ist kein Gastmahl ... sie ist ein Aufstand, ein Gewaltakt, durch den eine Klasse eine andere stürzt.«

8

REVOLUTIONÄRIN

»Wenn ihr versteht, müsst ihr mitmachen.

Wenn nicht, müsst ihr trotzdem mitmachen.

Indem ihr mitmacht, werdet ihr verstehen.«

LIN BIAO

Verwirrung. Leere. Nichts. Ende 1966 haben politische Aktivitäten den Unterricht am »Konservatorium ohne Musik« ersetzt. Gründliche Lektüre des kleinen roten Buches, Diskussionen zwischen den verschiedenen studentischen Gruppen: Jeder will beweisen, dass er Maos Gedanken besser versteht als die anderen. Im Konservatorium herrscht ungewohnte Ordnung. Zum einen sorgen unsere zum Putzen abkommandierten Lehrer für eine bis dahin ungekannte Sauberkeit, zum anderen gibt es keinen Unterricht mehr. Ohne Hausaufgaben, ohne Bücher haben wir nur noch den Sturz der alten Ordnung im Sinn.

Diesen Moment wählt das Regime, um die *Da Chuanlian*-Kampagne (»Kontaktaufnahme«) in Gang zu setzen. Die Kulturrevolution soll durch den Austausch von Rotgardisten und Studenten zwischen den Städten und Universitäten auf das ganze Land ausgedehnt werden. Die »besten Elemente« des Konservatoriums sind aufgefordert, sich aktiv daran zu beteiligen. Wegen meiner Herkunft gehöre ich nicht zu ihnen, aber im Herbst 1966 erhalte ich die Genehmigung, zur Beida-Universität nach Peking zu fahren, wo die Kulturrevolution ihren Ausgang genommen hat. Ich sehe darin einen Vorboten für meine Rehabilitierung und die Möglichkeit, endlich eine gute Revolutionärin zu werden.

Mao Zedongs Gedanken werden jetzt der gesamten Bevölkerung eingebläut, vom Kind bis zum Greis. Will man in einen Bus steigen, stellen sich die Roten Garden vor einen und fragen: Wo steht diese Passage im kleinen roten Buch, wo jene? Wer die Antwort nicht weiß, darf nicht einsteigen. Alte Menschen haben oft ein schwaches Gedächtnis und werden von den Rotgardisten brutal abgewiesen.

Die öffentlichen Selbstanklagen mehren sich. Eine dieser Veranstaltungen hat unauslöschliche Bilder in mir hinterlassen, die mich noch heute quälen. Sie findet in einem Pekinger Stadion im Beisein von achttausend Menschen statt. Das Opfer ist ein siebenundzwanzigjähriger Mann, der den Mut hatte zu behaupten, man könne auch mit bürgerlichen Eltern ein guter Revolutionär sein. Obwohl er »schlechter Herkunft« ist, hält er sich dafür. Trotz meiner revolutionären Gesinnung kann ich eine bourgeoise Reaktion nicht unterdrücken: Ich bewundere diesen mutigen jungen Mann, der seine Eltern nicht verleugnet. Eine Stunde lang hält er allen Demütigungen und Schlägen stand. Anschließend wird er auf einer Fahrt durch die Stadt der Bevölkerung vorgeführt und dann hingerichtet. »Der Vater ein Reaktionär, der Sohn ein Schwein« lautet eine beliebte Parole.

Anfang 1967 darf ich Peking endlich verlassen, um in der Provinz »Kontakte aufzunehmen«. Man klärt mich über den Ernst dieser Reisen auf, die ich nicht dazu nutzen darf, Verwandte zu besuchen. Weil ich noch nicht allein reisen darf, werde ich von einem Kameraden begleitet. Doch für mich ist diese Mission eine Ermutigung.

Meine erste Reise führt mich nach Shanghai. Ich soll in meiner Geburtsstadt Nachforschungen anstellen und ein Geheimnis lüften: Ist mein Vater wirklich der Spion, für den man ihn hält? War er ein Handlanger des imperialistischen Kapitalismus? Werde ich den Mut haben, mich von ihm loszusagen, falls die Roten



Rotgardisten in Shanghai, 1967

Garden recht haben? Und dann nicht mehr unter dem Zwiespalt zwischen meiner revolutionären Gesinnung und der Liebe zu meiner Familie, der Last meiner schlechten Herkunft leiden? Vierzig Jahre Jahren später sehe ich mich als das, was ich damals war – ein junger Mensch, durch Gehirnwäsche den anderen gleichgeschaltet.

In Shanghai sollen eigentlich politische Versammlungen meine ganze Zeit beanspruchen, doch in Wirklichkeit habe ich oft nichts zu tun.

Es ist stärker als ich: Trotz des Verbots gehe ich zu meiner Großmutter. Sie wohnt in einer heruntergekommenen Straße am Stadtrand, die von den Anwohnern durch Anbauten von Küchen und Garagen, mit denen sie ihre Unterkünfte vergrößert haben, in eine Art Schlauch verwandelt wurde. Großmutter lebt in einer ehemaligen Küche auf fünfzehn Quadratmetern, ohne Elektrizität, sie hat nur ein Bett und einen Tisch; in einer Ecke steht ein Toiletteneimer.

»Xiao-Mei! Wie kommst du hierher? Was ist passiert?«

Sie spricht langsam und mit leiser Stimme und hustet dabei ununterbrochen. Sie sieht so schwach und klein aus, wie eine erlöschende Kerze! Ich sage ihr, warum ich in Shanghai bin. Dass ich mir fest vorgenommen habe, eine gute Revolutionärin zu werden. Dass es mir diesmal gelingen wird, wenn ich vorbildliches Verhalten an den Tag lege. Großmutter fragt nach der Familie. In einer Ecke des Zimmers stehen Fotografien von uns allen.

»Ich sehe sie oft an«, sagt sie. »Und ich lese immer wieder die Briefe deiner Mutter.«

Jetzt fällt mir ein, dass ich ihr nichts mitgebracht habe. Ich hätte im buddhistischen Tempel *Chengshuang Miao* hier in Shanghai Hefekuchen für sie kaufen sollen, die sie so gern isst. Ich fühle mich plötzlich unwohl. Als ich gehen will, steht ihr die Enttäuschung ins Gesicht geschrieben. Großmutter hatte mir gesagt, sie kenne viele Menschen in Shanghai, doch offensichtlich ist sie völlig allein. Der Umgang mit einer Verbannten ist für ihre Freunde ein Risiko.

Sie bittet mich, noch ein wenig zu bleiben.

»Das geht nicht, ich habe kein Recht dazu. Und ich habe Angst, dass man mich bei dir findet.«

»Dann komm vor deiner Abreise doch noch einmal zu mir. Wie lange bleibst du? Lass uns zusammen Mittag essen. Ich kann nicht kochen, aber ich werde meine Nachbarn bitten, uns Bambus mit Soja zuzubereiten.«

Sie weiß, dass es mein Lieblingsessen ist – aber ich gehe nicht wieder zu ihr. Aus Angst. Aber auch, weil ich meine Nachforschungen anstellen muss.

Als Erstes suche ich eine ältere Schwester meines Vaters auf.

»Xiao-Mei, du weißt, dass dein Vater ein guter Mensch ist. Er hat uns jahrelang Geld geschickt, was deine Mutter nicht wusste. Ohne ihn hätten wir nichts zu essen gehabt.«

Von ihr werde ich die Wahrheit über die Spionagetätigkeit meines Vaters nicht erfahren ...

Dann gehe ich in das Viertel, wo ich geboren wurde. Ich betrachte das großbürgerliche Gebäude, den Fuxing-Park, die breite Avenue ... Wie könnte ich mich nicht schuldig fühlen?

Ich besuche alte Freunde meines Vaters. Sie haben kein Verständnis für meine Fragen:

»Dein Vater ist die Ehrlichkeit in Person! Er war nie ein Spion!«

Doch einer von ihnen fügt hinzu: »Wenn du nicht verstehst, was die Partei deinem Vater zur Last legt, musst du der Partei vertrauen. Du wirst es später verstehen.«

Es ist eine Paraphrase dessen, was man uns ständig vorbetet: »Wenn ihr versteht, müsst ihr mitmachen. Wenn nicht, müsst ihr trotzdem mitmachen. Indem ihr mitmacht, werdet ihr verstehen.«

Ich kehre zufrieden, wenn auch etwas frustriert nach Peking zurück. Zufrieden, weil ich die erste Prüfung als gute Revolutionärin bestanden, und frustriert, weil ich die Wahrheit über meinen Vater nicht herausgefunden habe. Ich muss weiter mit dem Zweifel leben.

In der Zwischenzeit hat Mutter von meiner Großmutter einen Brief bekommen:

»Sie ist sehr traurig, dass du sie nicht noch einmal besucht hast«, sagt sie nur.

Meine Großmutter gehört zur Welt meiner Kindheit. Ich muss nach vorn schauen, in die glänzende Zukunft des kommunistischen China!

Nach meiner Reise nach Shanghai darf ich eine Pilgerfahrt machen, von der alle Chinesen träumen – nach Shaoshan, dem Geburtsort von Mao Zedong. Eine Reise von dreitausendfünfhundert Kilometern in überfüllten Zügen, doch ich bin selig. Ich habe unseren Vorsitzenden Mao noch nie gesehen, jetzt darf ich mich ihm nähern, auf seinen Spuren Kraft schöpfen.

Shaoshan ist ein Bergdorf mit mehreren Hundert Einwohnern, rund fünfzig Kilometer von der Bezirkshauptstadt entfernt. Maos Geburtshaus mit seinem grauen Ziegeldach ist größer und

schöner als die Häuser in der Nähe. Seit 1949 ist es zu einer Art Heiligtum geworden. Wir stehen über zwei Stunden Schlange, bevor man uns hineinlässt. Ich gehe auch in die kleine Dorfschule, die Präsident Mao besucht hat. Doch meine Rührung ist am stärksten, als ich mich in seinem Zimmer befinde. Wie konnte sich dieser Mann an die Spitze des Staates setzen? Er, der aus bescheidenen Verhältnissen, aus einem kleinen Dorf im entlegenen Winkel des Landes kommt und nie eine Universität besucht hat? Seine Intelligenz, sein Mut und sein Wille sind bewundernswert! Diese Fragen beschäftigen mich stundenlang, während ich durch das Dorf wandere. Am Ende des Tages ist es so weit: Meine Verehrung grenzt an Verherrlichung!

Zurück in Peking, wird mir eine weitere Reise genehmigt, diesmal nach Chengdu in der Provinz Sichuan. Dort soll die Situation besonders ernst sein. Verschiedene studentische Gruppen liefern sich brutale Auseinandersetzungen; jeden Tag gibt es viele Tote. Vor meiner Abreise hinterlasse ich meinen Eltern eine kurze Nachricht:

*Ich fahre nach Chengdu, wo die Revolution in Gefahr ist.
Sollte ich sterben, dürft Ihr mir nicht nachtrauern. Ich habe
Mao mein Leben geweiht. Es ist das Schönste, was ich mit
meinem Leben machen kann.
Xiao-Mei*

Um die *Da Chuanlian*-Kampagne zu fördern, hat das Regime vor mehreren Monaten angeordnet, dass Schüler und Studenten die öffentlichen Transportmittel kostenlos benutzen dürfen. Der Zug ist so überfüllt, dass ich weite Strecken der Reise auf der Toilette zurücklege.

Bei unserer Ankunft in Chengdu am nächsten Tag gehen wir sofort zum Besucherbüro der Universität.

»Wir kommen aus Peking.«

Unsere Gesprächspartnerin ist beeindruckt, sie scheint zu glauben, Mao persönlich hätte uns geschickt! Auch wenn es naiv von ihr ist, freue ich mich darüber. Ich werde endlich nicht mehr kritisiert, sogar respektiert; ich selbst fühle mich naiv geschmeichelt ...

Sie klärt uns über die Lage auf:

»Hier herrscht absolutes Chaos. Die Universität hat sich in zwei große Cliquen gespalten, die ihrerseits Fraktionen bilden. Es gibt die ›Bewegung 26. August‹ einerseits und die ›Bewegung Rotes Chengdu‹ andererseits. Ihr müsst sehr vorsichtig sein. Es hat schon viele Tote gegeben. Die Studenten sind bewaffnet.«

In den folgenden Tagen höre ich mir die Argumente der jeweiligen Gruppen aufmerksam an, um zu entscheiden, welcher ich mich anschließen werde. Wer verteidigt die Revolution am besten? Heute, nach vierzig Jahren, könnte ich keine Antwort darauf geben und ebenso wenig sagen, warum sich diese Gruppen feindlich gegenüberstanden. Damals fiel meine Wahl auf die medizinische Fakultät.

Meine erste Aufgabe besteht darin, *Dazibaos* zu schreiben – die Gegner kritisieren, unsere Überzeugungen formulieren ... Alles wird zu Parolen, die sorgfältig auf Wandzeitungen übertragen und in der ganzen Stadt angeschlagen werden. Ich nehme an vielen Diskussionen teil, die nur von Schießereien zwischen den einzelnen Universitätsgebäuden unterbrochen werden.

Nach einem besonders blutig verlaufenen Tag hat meine Gruppe ein Dutzend Tote zu verzeichnen. Auf einer Versammlung wird darüber diskutiert, wie wir auf dieses Massaker reagieren sollen. Unsere Kameraden dürfen ihr Leben nicht umsonst verloren haben! Und wenn wir die Leichen öffentlich zur Schau stellen, um Unentschlossene von unserer gerechten Sache zu überzeugen? Die Vorbereitungen dauern mehrere Tage. Die Leichen müssen einbalsamiert und so ausgestellt werden, dass der

größte Effekt erzielt wird – für die Medizinstudenten kein Problem. Und wir müssen Fotografien finden, weil jeder Tote wie in einem Museum seine eigene Plakette bekommen soll. Eine passende Musik soll die gewünschte Reaktion beim Publikum hervorrufen. Die Wahl fällt auf den *Trauermarsch* aus Beethovens *Eroica* – der ausnahmsweise nicht der Zensur anheimfällt.

Es sind die ersten Toten, die ich aus der Nähe sehe.

Ein paar Tage später beschließt die Regierung, dem Massaker ein Ende zu machen. Sie lässt alle Waffen beschlagnahmen und gibt eine neue Parole aus: »Kämpft mit Worten, nicht mit Gewalt.« Ich fahre nach Peking zurück und breche sofort wieder auf. Ich will meine Genehmigung zum Reisen nutzen, um »neue Kontakte aufzunehmen und das Feuer der Revolution anzufachen«.

Marx unterscheidet drei Arten von Sklaven: Der eine gehorcht, der zweite will herrschen, der dritte möchte als Revolutionär die Lebensbedingungen der Sklaven verbessern. Ich zähle jetzt zur zweiten Kategorie – auch ich möchte Befehle geben. Egal, wem!

Im Herbst 1968 versucht die chinesische Regierung, die in totale Anarchie ausgeartete Situation wieder in den Griff zu bekommen. Präsident Mao setzt sich in dieser Sache persönlich ein und erlässt neue Anordnungen: »Führt die Revolution fort, aber öffnet die Schulen.« »Die Revolution muss auf die Erziehung übertragen werden!« Mehrere Lehrfächer dürfen jetzt wieder unterrichtet werden.

Doch eine Institution wie das Konservatorium von Peking kann ihren Betrieb nicht im Handumdrehen wieder aufnehmen. Es gibt weder Partituren noch Schulbücher. In den Buchhandlungen findet man inzwischen nur noch die Mao-Bibel, wenn auch in verschiedenen Ausgaben – gebunden, broschiert, in kleinem, mittlerem oder großem Format. Alles andere ist verschwunden, sogar die Wörterbücher.

Von der Musik sind nur noch die *Yanbanxi* geblieben, die von Madame Mao in Auftrag gegebenen »Modellstücke«, sowie einige albanische Werke, die wir den Freundschaftsbeziehungen zwischen China und Albanien verdanken.

Bis Ende 1968 sind acht neue *Yanbanxi*-Modellstücke komponiert worden: vier Opern, darunter *Die rote Laterne* und *Die strategische Eroberung des Tigerbergs*, zwei Ballette, darunter *Das rote Frauenbataillon*, ein Klavierkonzert – *Das Konzert vom gelben Fluss* – sowie ein Theaterstück mit dem Titel *Von diesem Bauernhof sind die Pachtwirtschaften zu sehen*. Diese Werke sind nicht ohne Qualität; sie wurden von Musikern komponiert, die ihr Handwerk verstehen. Ein amüsanter Detail: Manche haben ganze Passagen aus klassischen Werken des Westens übernommen, die ansonsten radikal verurteilt werden. So zitiert das *Konzert vom gelben Fluss* die mittlere Passage aus Chopins *Polonaise héroïque*.

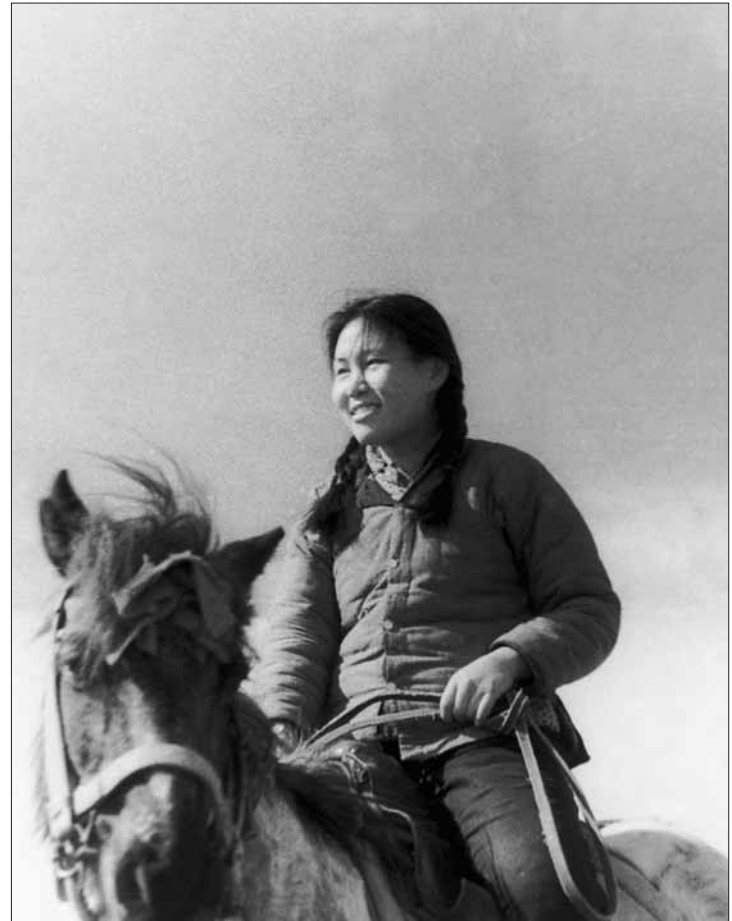
Die *Yanbanxi* sind in ganz China so gefragt, dass ein Günstling von Madame Mao auf den Gedanken kommt, mit anderen Musikern Transkriptionen für Klavier herzustellen, um sie einem breiten Publikum zugänglich zu machen. Unter anderem hat er acht Stücke aus der Oper *Die rote Laterne* umgeschrieben. Das bringt mich auf eine Idee. Ich erinnere mich, dass an der Beida-Universität mehrere Professoren eine Tournee organisieren wollten. Ich erkundige mich bei ihnen – sie haben nach wie vor Interesse. Und so setze ich mich wieder ans Klavier. Die Transkriptionen sind sehr schwierig, aber ich übe sie Tag und Nacht und mit großem Vergnügen, weil sie gelungen sind. Wenn sie erst zu meinem Repertoire gehören, werde ich vielleicht eine Tournee durch ganz China machen können.

Die ersten Konzerte finden im Herbst statt. In Militärlagern, Fabriken, Universitäten, Ämtern, Dörfern ... In wenigen Monaten spiele ich bei etwa sechzig Konzerten meine Auszüge aus der *Roten Laterne*, manchmal sogar zweimal täglich.

Mein musikalischer Horizont ist äußerst begrenzt, außer den Transkriptionen der *Roten Laterne* beschränkt er sich auf die Chöre der Roten Armee, die ich bei Yukuan, einem Lehrer des Konservatoriums, auf einer Schallplatte höre. Wir sind in derselben politischen Gruppe, ich mag ihn sehr. Er ist ein hervorragender, auf russische Musik spezialisierter Musikwissenschaftler, der dem ersten Jahrgang der Absolventen des Konservatoriums angehört. Dank seiner Kenntnisse der russischen Sprache war er dem berühmten Geiger David Oistrach bei seinen Auftritten in China als Dolmetscher behilflich. Wie viele andere musste auch er zu Beginn der Kulturrevolution den Roten Garden seine Schallplattensammlung überlassen, die sie sofort dem Feuer übergaben. Bis auf die Platte mit den Chören der Roten Armee, die wir mangels anderer Musik ständig hören.

Als ich Ende 1968 mit den *Yanbanxi* auf Tournee bin, beschließt Mao, die *Shangshan Xiayang*-Kampagne neu anzukurbeln, um das Kapitel der Kulturrevolution endgültig abzuschließen. Millionen Menschen, »junge Gebildete« und Erwachsene, werden zur »Umerziehung durch Arbeit«, *lao-gai*, in Arbeitslager gebracht.

Die Zahl der auf diese Weise in die Verbannung geschickten Chinesen wird auf siebzehn Millionen geschätzt. Innerhalb weniger Monate werden die sieben Mitglieder meiner Familie in alle Winde zerstreut.



Xiao-Mei im Umerziehungslager an der Grenze zur Inneren Mongolei. Sie glaubt, dort nur einige Monate für ihre Erziehung zur Revolutionärin verbringen zu müssen. Es werden fünf Jahre.

© Verlag Antje Kunstmann GmbH, München 2008
© der Originalausgabe: Robert Laffont, Paris 2007
Titel der Originalausgabe: »La Rivière et son secret«
Das Buch erscheint im Februar 2009